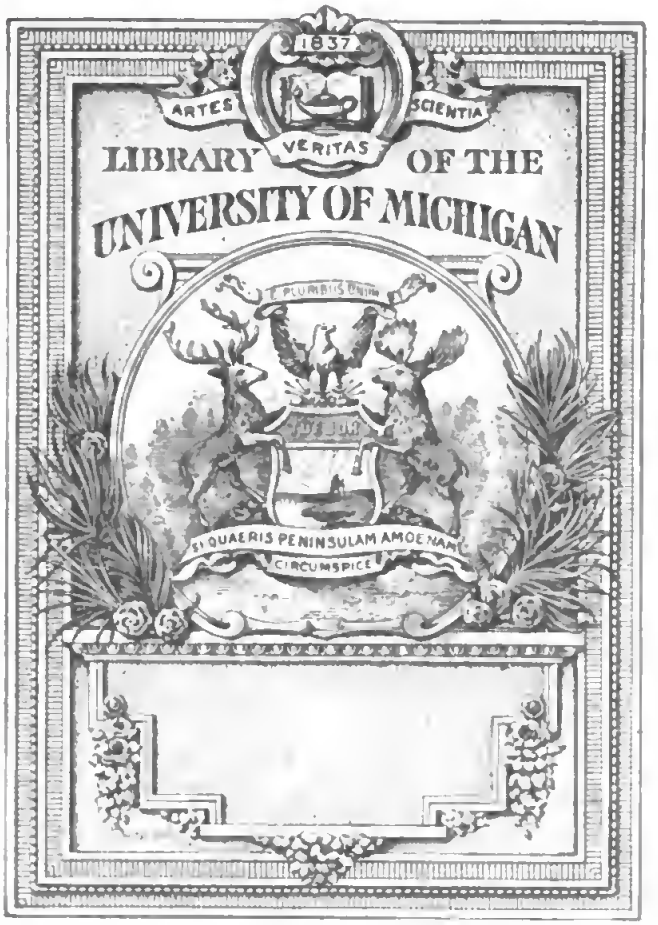
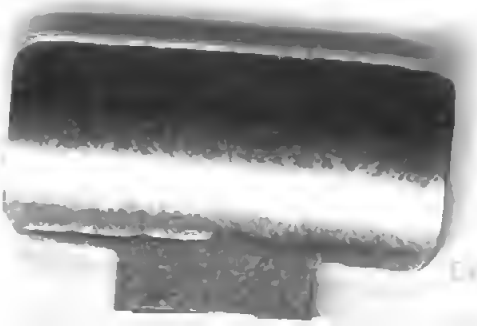
A 732,382 DUPL

Max Dauthendey

Weltspuk





Digitized by Google

823
D244w

Digitized by Google

Max Dauthendey / Weltspuk

Zweite Auflage

Digitized by Google

Max Dauthendey

Weltspuk

Lieder der Vergänglichkeit

Albert Langen, München

1915

Digitized by Google

Copyright 1910 by Albert Langen, Munich

Digitized by Google

Sommerelegie

Jeder kommt einmal zu der Erde Rand,
Wo das Land aufhört, Wirklichkeit und Zahl,
Zur Versenkung, drinnen Jahr um Jahr verschwand;
Wo kein Wegmal und auch keine Wahl
Zwischen Nacht und Sonnenstrahl,
Zwischen Berg und Tal.

Sieh, das Sommergrün steht schon grob und groß,
Manche Ranke, derb und kühn, in den Himmel schoß,
Zuchtlos brüsten sich Unkraut und Gedanke.
Berge Laub sind aufgebaut, Wachstum ohne Schranke,
Als bringt nichts sie um, die sich aufgerafft vom Staube;
Strotzend gafft der Baum aus der Blätterhaube.

Gib mir Deine Hand, dran die Adern blauen,
Deine Hand,
Die ich nicht am Wege blindlings fand;
Deine Augen,
Die auf Augenblicke wie goldsuchend schauen
Und zum Sand. —
Gleich sind aller Dinge Endgeschicke,
Aller, welche sich zu leben trauen.

229247

Digitized by Google

Die Jahre

Wie die fortgeworfenen Schalen von Nüſſen,
Wertlos und einſam, machen die Zahlen,
Die von allen Jahren den Menſchen bleiben müſſen.
In alten Blicken, den ſtillen und kahlen,
Liegen die toten Jahre in Scharen,
Die niemals aus dem Blut Dir gefahren,
Die in Dir ſich begraben wie in einem Spind
Und dort wie mottenzerfreſſene Gewänder ſind.
Sie raſcheln Tag und Nacht bei Dir allein,
Und nie mehr kann es um Dich ſtille ſein.
Du ſehnſt den Tod und möchteſt vom Frieden nur einen Happen.
Der Tod iſt wie ein neues Kleid vor Deinen alten Jahreslappen.
Schon gehen Dir täglich viel Freunde im Tod verklärt um,
Und die lebenden ſind nie zu Dir ſo zärtlich ſtumm.
Da iſt kein Stuhl drinnen im ganzen Hauſe mehr,
Wo Du ſitzen könnteſt. Kein Stuhl iſt von den Toten leer.
Aber die Lebenden, die jungen, die noch lärmen,
Sehen nichts als Durſt und Hunger in den eigenen Därmen.
Sie ſind Dir toter noch in ihrer Gebärde
Als die Gräber mit ihrer hohen Hügelerde.

Du kannſt nicht lachen laut, weil die toten Jahre
lächelnd ſchweigen,
Weinſt auch nicht, weil die toten Jahre keine
Rührung zeigen.
Deine Hände reichſt du nicht gern, ſie ſind fleiſch-
los und milde,
Und nur Deine Augen folgen überall, wie die Augen
von einem Bilde.
Während die andern um Lampen ſitzen in der
Sommernacht,
Hat Dir keine Lampe Licht in die Kammern Deiner
Jahre gebracht;
Und wie unter einem dunklen Baum ſtehſt Du
verſchwunden,
Und kein neuer Wein im Glas kann Dir wie die
alten Weinjahre munden.
Das Haus, das Dich überlebt, ſieht hoch zur ge-
räumigen Nacht,
Doch Du findeſt es fremd, ſeit Du weißt, daß es
nur für Lebende gemacht.
Seit die Jahre und die Toten Dich fortziehen von
Giebel und Tor,
Kommt Dir das Haus wie ein Wirtshaus lärmend
und kaltblütig vor.
Und nur die Jahre, die Dich zu den Toten lang-
ſam führen,
Mußt Du zuletzt noch als die beſten Freunde ſpüren.

Rote Roſen

Du haſt Deine Hand noch nicht auf die Türklinke gelegt,
Als Dir durchs Türbrett der Roſen Brand ſchon entgegenſchlägt.
Die Roſen ſind Deinem Herzen näher als manches Wort,
Sie geben ihr Glück in die Luft und halten doch vornehm das Prahlen zurück.
Der Roſe Seele will ſich ſanft zu Dir ſetzen,
Deine Augen haben und Deinem Blut von Seligkeit ſchwätzen.
Wer ſie vor ſeinen Türen in kleinen menſchengroßen Bäumen pflegt,
Dem hat ſich das Glück quer über die Schwelle gelegt;
Denn die roten Roſen, die können für Dich küren,
Sie locken Dir die Liebſte durch verſchloſſene Türen.

Und einmal steht das Herz am Wege still

Häuſer und Mauern, welche die Menſchen überdauern,
Bäume und Hecken, die ſich über viele Menſchenalter ſtrecken,
Dunkel und Sternenheer, in unendlich geduldiger Wiederkehr,
Kamen mir auf den Hügelwegen in der Sommernacht entgegen.
Nach der Farbe von meinen Haaren, bin ich noch der wie vor Jahren,
Nach meiner Sprache Klang und an meinem Gang
Kennen mich die Gelände und im Hohlweg die Felſenwände.
Viele Wünſche ſind vergangen, die wie Sterne unerreichbar hangen,
Und einmal ſteht das Herz am Wege ſtill,
Weil es endlich nichts mehr wünſchen will.

Der Welt Geſicht ſind aller Welt Geſichter

Die Welt hat kein Geſicht von greifbarer Geſtalt.
Vor einem Kind malt ſie ſich ſtolz und wie ein Held,
Vor einem Greiſe ohne Durſt, wie tauſendjährig Holz ſo alt,
Den Dummen quält die Welt ſtets kopfgeſtellt.
Dem Kühlen und dem Stummen iſt ſie kalt verſteint,
Die Schwachen fühlen ſie als Tränenſack, der greint.
Dem Trotzigen iſt ſie voll Mühlen, gegen die er ficht,
Dem Gütigen ſtets wohlgemeint voll Schwergewicht,
Dem Richter iſt ſie ewiges Weltgericht.
Ein unwirklich und tief Gedicht iſt ſie dem Dichter,
Verliebten lieblos oder voller Liebe;
Der Welt Geſicht ſind aller Welt Geſichter.

Sieben Geſpenſter und die Zeit

Es gehen die Uhren ihren Weg ohne Spuren.
Da hocken ſie oben in ihren Türmen bei Sonne und Stürmen
Und kauen immer die Stundenbrocken,
Und haben immer bis Mitternacht
Und nicht weiter den Weg gemacht.
Sie haben die Zeit dort oben
Um keine Spanne verſchoben,
Sie wollen nur täglich die Stunde erreichen,
Wo über die Wege die Eulen ſtreichen.

Seit hundert Jahren geht auf Rädern ein Karren
Auf der Landſtraße abends, einförmig mit Knarren.
Den Einſamen trifft Du in allen Ländern,
Nie wird er den knarrenden Gang verändern.
Der Karren iſt niemandes Gut noch Habe,
Er fährt am Abend die Zeit zu Grabe.

Auch hallt tagtäglich im Wald ein Beil,
Du hörſt es, und wirſt Du auch Hundert alt,
Beilſchlag um Beilſchlag kurz aufſchallt,
Doch ſtehen die Wälder ſtets grad und heil.
Das Beil aber gellt, als ob es Schickſale fällt, —
Tief im Wald hat die Zeit ihr Schafott aufgeſtellt.

In den Gaſſen um Mitternacht ſtöhnt oft ein Hund.
Der öffnet wie's Grab ſeinen jammernden Schlund.
Und fallen beim ſinkenden Mond Eulen herab in die Straß',
Hörſt Du ihn heulen, ihn, der die Schmerzen der Zeit in ſich fraß.

Auch iſt in den Mauern um Mitternacht
Ein helles Fenſter, das immer wacht,
Das geheime Zeichen ins Dunkel macht.
Und ſelbſt die Zeit muß davor entweichen,
Wo mit langem Docht eine Kerze weht,
Bei Gedanken, die nie zu End gedacht.

Und iſt ein dunkles Fenſter daneben,
Wo die Nacht auch am Tag nie mehr vergeht;
Wo die Scheiben verfinſtert als Abgrund leben,
Und wo jede Stunde als Blinde ſteht.

Und Du findeſt auf jüngſtem Haupt, in jedem Jahr,
Ein einzelnes totes, ſchneeweißes Haar;
Stets geht ein Gedanke voraus der Zeit,
Stets an einem Haar hält Dich die Ewigkeit.

Und alle, das helle und dunkle Fenſter,
Die Uhren, der Karren, Beil, Hund und Haar,
Sie verfolgen den Menſchen als ſieben Geſpenſter
Und leben wie Jahreszeiten im Jahr.

Oben am Berg

Kein Baum glänzte im Abend mehr, alle Blätter
löschten aus,
Ein paar Stimmen im Feld gingen nebenher,
sprachen vom Wetter und zogen nach Haus.
Oben am Berg, auf einem offenen Acker frisch
gepflügt,
Stand ein Leiterwagen und war schwarz an den
gelblichen Himmel gefügt.
Drinnen im Wagen, rot wie ein Rostklumpen, die
Sonne als Fracht.
Ein Bauer hat mit der Peitsche laut geschlagen,
die Deichsel hat gekracht,
Zwei Gäule haben angezogen und fuhren die
Sonne in die Nacht.

Tragödie des Sonnenuntergangs

Wie wenn ein Klöppel am Metall tönend zerbricht,
Iſt in dem Abendlicht ein ſchmerzlich großer Schall.
Als ob ſich Einer mit dem flinken Stahl erſticht,
Hörſt Du beim ſtumpfen Sonnenſinken von einem Leib den dumpfen Fall.
Hochſommer, der am Wege ſitzt, gleich wie ein fruchtbar Weib,
Wird für Sekunden alt, wie zum Erſchrecken,
Und unecht, ſchmal und ohne Silben.
Und kann die Blätter an den Hecken nicht aufrechthalten,
Sie zittern, gilben fahl und ſtrecken herbſtlich ſich in Falten.
Giftgrün und ein zerrüttet Gelb ſprühn aus dem Laub.
Die Augen ſchaudern Dir, Dein Ohr wird wehrlos taub,
Die Schritte zaudern vor dem nächſten Schritt,
Dein eigner Schatten wuchs empor und füllt die Raſenmatten,
Wie jemand, der vor Dir ſchnell hinter Schloß und Riegel tritt,
Und geht nicht mehr mit Deinen Füßen mit.
Denn jener Klang, mit dem die Sonne fällt,
Löſt alle Mauern zu Ruinen auf bei ſeinem Gang,

Wirft Bäume, Menſchen, Häuſer, Tiere über Hauf
Und wuchert wirr im Plumpen, wie Efeu und wie Ginſter mit Gewalt.
Und nur verliebtes zähes Blut im Herz geht nicht im Finſter irr
Und macht auch vor dem Klumpen Nacht nicht Halt.

Die Stunde ſtirbt wie in dem Wind die Frucht

Es rollen die Äpfel Dir vor die Füße am Weg,
Auguſtwind bläſt mit vollen, warmen Backen,
Die Ähren ſtehen ſtruppig, gelb und träg,
Und Wolken wandern, wie Berge mit gläſernen Zacken.
Mein Haus liegt dort unter den gläſernen Bergen
Und atmet Menſchen ein und atmet Menſchen aus.
Tage wie Rieſen, Tage gleich den Zwergen
Trafen ſich oft um Mitternacht am Haus.
Des Windes Fahne rauſcht am Dach vorüber,
Die Sommerſtund enteilt auf blauem Kahne,
Die Gläſerberge werden matt und trüber,
Und keine Stunde, ob ich ſie auch mahne,
Stillt ganz der Sehnſucht ewige Lebenswunde.
Die Stunde ſtirbt, wie in dem Wind die Frucht,
Und wenn nicht Liebe ſie vertraut umwirbt,
Die Stunde, wie der Apfel an dem Weg, verdirbt.

Auf grünem Rasen

Frühsonne geht im Blauen, wie eine goldne Fee,
Will über die Schultern der Bäume schauen.
Die Schmetterlinge jagen sich über Baum und Klee,
Und Wolken lassen sich tragen
Hin über die blauen Gassen,
Wie Damen in seidenen Wagen.
Du und ich auf grünem Rasen,
Wie am Grund von einem See,
Sitzen verwunschen und weltverlassen,
Und wenn wir uns einsam umfassen,
Wissen wir Aller Freude und Weh.

Morgenröte

Geliebte,

Auf kupfernen Wegſtreifen
Kam heute der Morgen gezogen.
Du ſahſt ſeine Pferde ausgreifen,
Die rot der Sonne vorflogen
Mit ſcharlachnen Mähnen und Schweifen.

Sie ſetzten in Brand die Brücke,
Haben Feuer auf Berge geſchrieben.
Flußwellen wie Fackeln hintrieben
Und Fenſter wurden Goldſtücke —
Daß ſich Deine Wimper entzücke,
Die Augen Dir glänzend blieben,
Und Dich noch fortrücke der Tag,
Wie es nur Nacht und Liebe vermag.

Deine Hände

Ich fühle Deine Hände im Haus,
Sie gehen wie Blut durch alle Wände
Und teilen ihre Wärme aus.

Sie bereiten mitten im Alltagslärme
Mir täglich einen Hochzeitsschmaus,
Verwandeln Sorgen in Singvögelschwärme.

Wie Sonnenstrahlen auf Erden wandeln
Und zaubern aus Staub einen Blumenstrauß,
So müssen sie immer feurig handeln.

Ich fühle Deine geliebten Hände,
Sie geben ihren Puls dem Haus
Und gehen wie Wärme durch meine Wände.

Wie Tote liegen aufgebahrt im Tag die Tage

Wenn mal der Spiegel, der Dich täglich zeigt,
Von früh bis abend in die Leere ſchweigt,
Und alle Fenſter ohne Dich ans Licht hintreten,
Und Deine Schritte mir im Ohr verwehten,
Und keine Tür den Händedruck von Dir mehr ſpürt,
Der ſie behutſam in den Angeln rührt, —
Werd' ich Dich ſuchen dann mit Aug' und Ohr,
Nichts ſehen mehr, als nur des Hauſes feſterſtarrtes Tor,
Nichts hören mehr, als Deiner Rede längſt verſchollenen Reſt.
Dann wird Dein Traumbild nachts dem nächſten Tag ein Feſt,
Dann leb' ich nur wie hohle Muſcheln hohl im Raum,
Wie ein verlaſſenes Vogelneſt zerſtört im kahlen Baum.
Dann fällt der Zunge ſchwer das kleinſte Wort.
Sie fragt ins Dunkel, glaubend, Du ſtehſt dunkel dort,
Und niemals kommt von Dir ein Laut auf Ruf und Frage, —
Wie Tote liegen aufgebahrt im Tag die Tage.

Kommſt wie ſtolze Mittagswärme

Unten bei dem Zaun, wo die letzten Äpfel noch
am Zwergbaum ſitzen,
Seh ich Deinen blonden Kopf zwiſchen Feld und
Garten blitzen.
Steigſt den Berg herauf, leuchteſt auf wie die
Sonnenblume warm und ſorglos,
Als iſt dieſe ganze Erde, groß und rund, Dein
Freudenſchloß.
Rufſt aufs Gradewohl ins Blaue oben an der
Bergwegtreppe,
Hinter Dir das Tal mit Klee und Hecken iſt wie
Deines Kleides Schleppe.
Kommſt wie ſtolze Mittagswärme aus dem Grünen
hergeſtiegen,
Und das Haus, mit allen Fenſtern, und mein Herz,
durch alle Mauern,
Möchten Dir entgegenfliegen.

Zwei lila Primeln

Zwei lila Primeln ſtehn auf der Fenſterbank
Und blühen, als haben zwei Menſchen verliebt
denſelben Gedank'.
Vor den Wolken draußen, die hochgeſchwungen,
Stehen die Blumenbündel dunkel gedrungen,
Als wachſen zwei Schatten wild aus zwei Töpfen,
Als platzt hier die Sehnſucht aus Blumen wie
aus zwei Köpfen.
Es ſtehen finſter trutzig im Fenſterrahmen
Die Zwei, die zu einem Gedanken kamen.

Die Mondscheinrune

Die Nacht öffnet ihr Tor,
Du kannst in den Himmel gehen,
Wo Wege voll silberner Leuchter stehen;
So weit die Augen sich dehnen
Kannst Du Dich nach Ewigkeit sehnen, —
Kommt der Spaziergang Dir nicht doch
Noch viel zu endlich vor?

Einer läuft über den nächtlichen Fluß
Mit trunkenem Fuß über die dunkelnde Flut;
Auch dieser Weg dünkt ihm gut.
Warum nicht auf dem Kopf in den Häusern wohnen,
Die kopfüber im Wasser am Ufer thronen?
Kopfunten stehen die Häuser im Wasser drunten.

Ich höre Schritte unter den Pflastersteinen.
Ich höre einen mit seinen Sohlen an meinen,
Ich hör' ihn tiefen Atem holen im Sonnenschein drunten.
Während meine Haare im Nachtwind stehen,
Spüre ich Sonne von unten an meinen Zehen.

Der Mond hat sich aufgemacht,
Einäugig ist die Nacht.
Kommt einer durch die Nacht gerannt,

Niemand hat ihn mir je genannt;
Hält mir eine ganze Vaſe
Mit Blumenduft an die Naſe.

Hat je ein Herz geſchlafen am Tag oder bei Nacht?
Hat nicht ſtets ein Herz im Wachen zugebracht?
Es gibt nur einen Schlaf, der iſt ſechs Fuß tief
Unter der Erde, wo man hinfährt
Ohne Geſte und ohne Gebärde.

Im mondhellen Schein
Wachſen die Berge zum Fenſter herein.
Gehſt Du in Berge hinein, hörſt Du's ſchallen;
Dort vergruben Nachtigallen ein Lied jede Nacht,
Und Fröſche quaken im Berg. Es iſt gleich,
Ob die Liebe quakt oder lacht.

Der Mond, der grinſende Zwerg, tut, was er will.
Die Finſternis macht er zum Bild, malt Mauern
Und Dächer, Gedanken und Sehnſucht
Und läßt nichts dauern, verſchiebt alle Schatten,
Die um Dinge kauern, und macht
Wehe Narren, die Häuſer anſtarren,
Über die dunkel die Bäume trauern.

Keine Fliege iſt wach, und Fliegen und Menſchen,
Die täglich wimmeln,
Liegen irgendwo wie tot,

Oder wohnen in Narrenhimmeln,
In Himmeln, die von Müdigkeit rot.

Wie iſt das Grün weggekommen von jedem Blatt?
Hat's jemand in ſeine Taſche genommen?
Wer weiß noch, daß der Tag grüne Blätter hat?
Da waren Schwalben und Sperlingsſcharen
Am Morgen und Abend mit Nahrungsſorgen,
Im falben Mondſchein iſt Herbſt jetzt im Wald,
Wo grün der Sommer noch geſtern war,
Sind Bäume wie Köpfe mit finſterem Haar.

Ich geh auf den krummen Schultern
Der ſtummen Erde,
Ich ſehe meine Gebärde irgendwo,
Sie treibt eine Herde von fremden Gebärden
Vor ſich hin, und iſt nicht traurig und iſt nicht froh.

Die Nacht hat Sorgen.
Sie muß ſich ſtets
Vom Tag etwas borgen.
Sie ſendet die Seelen der Schwalben und Spatzen
Im Traum hinaus, läßt ſie Traummücken fangen,
Und die Nacht läßt ſich atzen.

Was haben die Flußfeuer ausgedacht?
Sie haben ein Feuer im Fluß angemacht.

Eine Kerze im Fenster am Berggipfel oben
Hat Feuer ins Waſſer unten geſchoben.
Jemand an das Waſſer anklopft
Mit einer Hand, an der Feuer tropft.
Weil er keinen Eingang fand, wird mir bang;
Seine Fingernägel wachſen,
Wachſen wie die Nägel der Toten in Gräbern lang.
Ach ja, die weißen Toten ſind die Feinde vom roten Blut,
Weil Neid zum Leben am weheſten tut.

Ich backe aus dem Mond mir gern ein Brot,
Eſſe Scheibe um Scheibe,
Und trage, wie's Jahr, zwölf Monde im Leibe.
Hunger gibt Dir auf alles ein Recht,
Und nur dem wird's ſchlecht
Und wird's übel genommen,
Der nie will zu ſeinem Hunger kommen.
Hunger iſt nicht zu trauen,
Hunger läßt nicht mit ſich handeln,
Hunger kann Dich zerkauen und in Erde verwandeln.
So ſind die Worte der Schlauen.
Aber die Wolkenloſen,
Die mit bloßen Füßen im Mondſchein gehen
Und mit den Ohren an Sterne anſtoßen,
Fragen: „Wer hat das Wort Hunger genannt?
Wir haben dies Wörtlein nie gekannt."

Nimm ſie beim Wort, der Mond geht heim.
Kaum zog er ſich ohne Seil hinauf,
Dauert's kein Weil', biegt er ſich ins Geäſt hinein,
Liegt er wie ein Ei bei dem Baum,
Wie ein bleierner Hauf.
Und Kieſelſteine ſind nicht in den Kiſſen
Derer, die's Ende der Mondrune wiſſen.

Tauben und Sonne

Über den Dorfdächern lebt nur der Rauch gekräuſelt,
Und ein Windzug in einer herbſtlichen Baumkrone
säuſelt,
Wenn eine Taubenſchar mit rauſchendem Flug
An die blendende Nachmittagluft anſchlug.
In der Tauben Reich, über die braunen Dachziegel,
Iſt die Sonne geſetzt als der Stille Siegel.
Und die Tauben und Sonne geben ſich Zeichen,
Schreiben Schatten, die über die Dorfſtraße
ſtreichen.
Weil alle Dinge ſich verſtehen müſſen,
Wie geheime Verliebte, die ſich verſtohlen grüßen,
Die ſich mit ihren Blicken ſtärken,
Und kein Menſch kann es ſehen, noch merken.

Feuerzeichen im Abend

Der Abend ſchaut über die Fenſterkanten
Durch herbſtliche Laubberge, die braungebrannten.
Ich ſehe Wolken ihre Lichterſprache ſchreiben
Über den Bergen, die ewig unbeweglich bleiben.
Und Wolken fleiſchfarbig, wie Menſchen nackt,
Hat eine Sehnſucht und eine Scham angepackt,
Die wollen nicht mehr am Fleck kalt ſtehen,
Müſſen wie brennende Scheiter in Hitze aufgehen.
Hin über den Himmel, groß bewegt,
Der Abend ſein Feuerzeichen ſchlägt.
Er fällt in die Kammern und Fenſter hinein,
Überſchwemmt wie heller vergoſſener Wein,
Er reißt alle Menſchen wie Wolken mit.
Nur verliebtes Blut hält mit ihm Schritt,
Und die Arme langen heimlich hinaus,
Und Brände brennen die Augen aus.

Digitized by Google

Spuren des Mondes

Wir gehen den Spuren des Mondes nach,
Unſere Schatten zeichnen ſich nur ſchwach,
Sind wie dunkle Geiſter, die uns begleiten,
Die auf den Ferſen uns folgen zu allen Zeiten.
Ein Baum ſteht am Weg mit dunklem Dach,
An dem der Mond ſich leicht anlehnt.
Unterm Baum ſitzt die Sehnſucht unendlich wach,
Und ihr Schatten ſich rings um die Erde dehnt.
Der Mond läßt hinter ſich den Wald, der iſt blau,
Und das Kleefeld, das blinkt voll Blätter und Tau.
Die Nachtluft, die lautloſe Seufzer trinkt,
Hin unterm Mond auf das Kleelager ſinkt.
Der Sehnſucht, der iſt kein Weg zu rauh,
Und ihren Wegen kein Ende winkt.

Mondſchein liegt tief in das Haus herein

Mondſchein liegt tief in das Haus herein
Wie Milch, die über die Dielen lief.
Vor der offenen Tür ſitzt Garten und Hain
Voll Schattenköpfe, die keiner rief.

Und Wolken kleben am Mond totſtill,
Sie bleiben über den Wegen ſtehen;
Kein Weg weiß mehr, wohin er will,
Von keinem iſt mehr das Ende zu ſehen.

Viel tauſend Mal mit blauen Mienen
Stand ſo der Mond freudlos und kahl.
Und tauſend Mal iſt er lächelnd erſchienen,
Abwechſelnd, wie ihm Dein Herz befahl.

Digitized by Google

Der Mond im Nußbaum

Im Nußbaum blieb der Mond im Aſtwerk hangen,
Liegt wie ein weißes Tier im Aſtkäfig gefangen
Und preßt ſein ſilbernes Fell an die Käfigſtangen.
Der Mond hat Dir über Brücke und Fluß hell folgen müſſen,
Ging aus der Stadt uns nach bis zum Nußbaum auf lautloſen Füßen.
Schnell, eh' der Mond ſich wieder rührt, muß ich Dich küſſen.

Atemloſer Auguſt

Sommermonde machen Stroh aus Erde,
Die Kaſtanienblätter wurden ungeheuer von Gebärde,
Und die kühnen Bäume ſtehen nicht mehr auf dem Boden,
Drehen ſich in Lüften her gleich den grünen Drachen.
Blumen nahen ſich mit großen Köpfen, und ſcharlachen,
Blau und grün und gelb iſt das Gartenbeet, hell zum Greifen,
Als ob grell mit Pfauenſchweifen ein Komet vorüberweht.
Und mein Blut, das atemlos bei den ſieben Farbenſtreifen ſtille ſteht,
Fragt ſich: wenn die Blum', Baum und Felder ſich verſchieben,
Ob zwei Menſchen, wenn die Welt vergeht,
Zweie, die ſich lieben, nicht von allen Wundern übrig blieben.

Tal und Berge ſehen hell

Sonne pinſelt in dem Tal
Hell die weißen Häuſerflächen;
Malt die roten Giebel grell
Und malt Tinten blau wie Stahl.
Löſcht die Lichter wieder ſchnell,
Schatten eilen gleich den Bächen,
Und die Erd' lebt wie Geſichter.
Berge gehen von der Stell',
Äcker voll Grimaſſen ſtehen,
Hügel wollen Worte ſprechen,
Alle Ruhe muß vergehen.
Tal und Berge ſehen hell,
Sehen jenen großen Geiſt,
Der die Freud' iſt und die Qual,
Liebe, die das All zerreißt,
Sehen ſie im Weltgetriebe,
In der Wolken wild Geſchiebe
Als die Sonne überm Tal.

Herbſtmond

Der kürbisgelbe Mond auf ſeinem Geiſtergang
Schwebt überm Bergabhang und lebt
Im Abendlicht ſchon hell der Nacht voraus.
Er fliegt mit mir am Bahngeleis entlang
Und liegt im Himmel wie ein Schneckenhaus,
Hängt in der gelben Weinberglaube
Wie eine goldene Rieſentraube.
Hoch überm Straßenſtaube darf er wandern
Und läßt beſchränkte Wege gern den andern.
Er ſchwebt wie nur ein aufgejagter Weih
Im lila Abendäther überm Staube frei,
Iſt wie von einem Ei die goldene Schale.
Draus kriecht die Nacht und ſchleicht ſich tief zum Tale,
Die Nacht, die hinterm Mond herſtreicht,
Bei der er oft verliebt errötete und auch verliebt erbleicht.

Fern her übt noch eine Flöte

Wieder ging die Sonne aus,
Ging wie jedes Blutes Röte.
Sterne ſuchen überm Haus,
Fern her übt noch eine Flöte.
Auskriecht eine Sehnſucht leis,
Die den Weg für Luſt und Nöte
Ohne Licht im Dunkel weiß.

O, Grille ſing

O, Grille ſing,
Die Nacht iſt lang.
Ich weiß nicht, ob ich leben darf,
Bis an das End' von Deinem Sang.

Die Fenſter ſtehen aufgemacht.
Ich weiß nicht, ob ich ſchauen darf,
Bis an das End' von dieſer Nacht.

O, Grille ſing, ſing unbedacht,
Die Luſt geht hin,
Und Leid erwacht.
Und Luſt im Leid —
Mehr bringt ſie nicht, die lange Nacht.

Jetzt iſt es Herbſt

Jetzt iſt es Herbſt,
Die Welt ward weit,
Die Berge öffnen ihre Arme
Und reichen Dir Unendlichkeit.

Kein Wunſch, kein Wuchs iſt mehr im Laub,
Die Bäume ſehen in den Staub,
Sie lauſchen auf den Schritt der Zeit.
Jetzt iſt es Herbſt, das Herz ward weit.

Das Herz, das viel gewandert iſt,
Das ſich verjüngt mit Luſt und Liſt,
Das Herz muß gleich den Bäumen lauſchen
Und Blicke mit dem Staube tauſchen.
Es hat geküßt, ahnt ſeine Friſt,
Das Laub fällt hin, das Herz vergißt.

Wir gehen wie zur Frühlingsstunde

Die gelbe Sonnenblumenschar schaut über lange Zäune,
Und letzter Scharlachmohn beleuchtet rot die Ackerbräune.
Unter den Bäumen bei der nassen Straß'
Liegen die Zwetschgen blau im grünspangrünen Gras.
Ein gilbend Stoppelfeld daneben tot im Abend ruht,
Und fern in weiße Nebel kriecht der Sonne Glut.
Wir gehen, wie zur Frühlingsstunde, am blaugefrornen Kohlfeld hin,
Bewundern die Vergänglichkeit nur mit den Augen und dem Munde,
Denn unvergänglich ohne Jahreszeit glüht uns im Blut der Liebessinn.

Du leuchteſt mehr als die Zwölfuhrſonne

Zum Zwölfuhrſchlag im Herbſttag ſtand die Sonne
blaß und ſchief.
Aber, Geliebte, Dein Auge, das über das braune
Kartoffelfeld lief,
Fand noch letzte Mohnblumen rote und Korn-
blumen blau,
Und Dein goldgelb Haargelock ſtand vor ihnen
zur Schau,
Wie von den Sommerfeldern der Juliährenſchein.
Und Dein Sommerhaupt leuchtete mehr als die
Zwölfuhrſonne in den Herbſttag hinein.
Du bückteſt Dich über Mohn und Kornblume tief,
Als ob euch Drei ein verliebter Sommergedank'
zuſammenrief,
Indes der Herbſtmittag im fauligen Kartoffel-
gerank um euch ſtand voll Nebelgetrief.

Herbſtnachmittag

Die Nachmittagſonne muß golden verſtauben
Ums Glas einer Schale voll weingelber Trauben,
Voll rotblauer Zwetſchgen und Nüſſen holzbraunen;
Der Goldſtaub ſpielt drüber mit tanzenden Launen.
Es haſchen ſich Stäubchen, aufglühend im Licht,
Hinſchwebend verliebt und ohne Gewicht.
Die Traube mit zündendem Saft in den Beeren
Blitzt Blicke und Feuer hell aus der Schale.
Und im tiefen Haus, aus entfernteſtem Saale,
Dringt enthüllt ein Lied von Luſt und Begehren;
Ein Lied, das licht durch die Mauern ſteigt,
Leicht wie ein Stäubchen auffliegt, ſich zeigt,
Das wie die Traube die Lippe lockt
Und plötzlich hinter den Mauern ſtockt.

Digitized by Google

Heute in der Nacht

Heute in der Nacht hört' ich auf den Gartenwegen allen
Die Kaſtanien, die aus ihren Bäumen fallen,
Auf den Gartenboden prallen, als ob Schritte weiterſpringend hallen.

Heute in der Nacht ſtand der Mond als Wanderer am Tor,
Kam wie einer hergekrochen, der da draußen auf den Stoppeln fror,
Hat nach kaltem Tod gerochen, und ich fuhr empor.

Heute in dem Morgen dacht' ich wohlgeborgen:
geh der Mond in Scherben,
Mögen die Kaſtanienbäume ihre Früchte müd der Erd' vererben,
Herbſt kann nichts bei Tag und Nacht zwiſchen Dir und mir verderben,
So die Lippen meine immer warm um Deine Lippen werben.

Im Weinberg

Im Weinberg in braunen verdorrten Lauben
Leuchten die goldgelben Beeren der Trauben,
Und bei den Weinstöcken, die sich farbig malen,
Stehen die Nebel gleich gläsernen Schalen.
Und die Berge klingen in allen Talen,
Als ob dort Geister die Glasbecher schwingen,
Unsichtbare Zecher, die den Durst nie bezwingen
Und die Liebe, den Rausch aller Räusche, besingen.

Die gelb' und roten Dahlien ſpiegeln ſich

Die gelb' und roten Dahlien ſpiegeln ſich
Im flachen Waſſer, das im Parkgrün glänzt;
Die Luft iſt wie das Waſſer unbewegt.

Die Seele allen Bäumen längſt entwich,
Sie ſtehen nur noch unbewußt bekränzt;
Das Uferbild ſich matt zum Spiegel legt.

Schwertlilienkraut fiel um, ſein Grün verblich;
Und von metallnen Wolken eng begrenzt
Ein Stückchen Blau ſich wie ein Auge regt,

Ein blauer Blick, der ſich zum Waſſer ſchlich.
Manch' Wolke, wie ein Drache wild beſchwänzt,
Mit grauem Leib den blauen Fleck durchfegt.

Und unter Wolken treffen Menſchen Dich
Denen die Lieb' den Sommer neu ergänzt,
Daß ihn kein Herbſt aus ihrem Auge ſchlägt,
Denen das Leben dann wie nur ein Tag verſtrich.

Ein paar Raben ſchweben zur Stadt herein

Ein gilbernder Weinberg ſteht vor der Tür,
Ein paar Raben ſchweben zur Stadt herein;
Wolken und Berge ſind draußen allein.
Wie ſchwarze Lettern ich die Raben ſpür',
Die dunkel dem Himmel ein Zeichen geben;
Als wird ein neuer Satz geſchrieben
Von Gedanken, die nur das Dunkel lieben,
Vom Herbſt, der bei den Bergen gelandet,
Vom ſtockenden Kahn, der am Ufer verſandet,
Ein Satz ohn' Glanz und ohne Wahn,
Den auch keiner zu Ende denken kann;
Und nur der Liebende zieht ſeinen Regenbogen
Auch um den Satz, der mit den Raben in die Stadt eingezogen.

Und über den Steinen ſtolzieren die Raben

In grasgrünen Hainen iſt Rauſchen und Greinen,
Der Wind geht als Dichter im Feld ſingend um,
Und nur's Erdland liegt todſtill und ſtumm.
Der Himmel iſt rauſchend ein hellblauer Fluß,
Dran der Acker als Ufer grabſtill liegen muß.
Der Erdrachen will alle Toten begraben,
Das wandernde Lachen, das wandernde Weinen,
Und über den Steinen ſtolzieren die Raben.

Herbſtraben

Herbſtraben ſammeln ſich in den Bäumen,
Als ob ſchwarze Lappen die Äſte ſäumen.
Herbſtraben bellen, die Äcker ſchallen,
Die Raben ſchwarz aus den Baumkronen fallen.
Sie jagen wie Furien entlang an den Hügeln
Und tragen die Winternacht auf den Flügeln.
Sie ſtreichen verhexend rund um das Haus,
Sie ſtoßen knarrende Schreie aus,
Als ächzten im Berg unſichtbare Türen,
Die zu den verlaſſenſten Stuben führen.
Die Raben fliegen und fliegen nicht weiter,
Die Blätter fallen, der Waldweg wird breiter.
Und aus den Hügeln mit naſſen Wangen
Kommt Verlaſſenheit breit an Dein Haus gegangen.
Und Wolke bei Wolke ins Fenſter Dir ſpeit,
Und Rabe um Rabe ins Ohr Dir ſchreit.

Es kamen die Nachtfröſte die Bäume zu morden

Es kamen die Nachtfröſte die Bäume zu morden,
Rot ſtehen die Bäume im Herbſttag drin,
Als ſind ſie Fleiſch und Blut geworden
Und fallen mit blutendem Leibe hin.

Sie alle verwandeln ſich an den Wegen
Und viele erſcheinen, die ganz verborgen.
Sie heben die Arme rot aus Gehegen
Und ſtehen als Sterbende kalkbleich im Morgen.

Auch allen entwich der grübelnde Schatten,
Der ſommerlang um den Stamm rund lag.
Sie leuchten noch einmal hellauf im Ermatten,
Und in ihren Kronen wird's klarer Tag.

Sie tragen jetzt Bilder auf leeren Zweigen,
Die ziehenden Berge, den Fluß und die Fernen.
Landſchaften, die blau aus den Bäumen ſteigen,
Die verſchwinden des Nachts und werden zu Sternen.

Die Bäume mit Armen, weiten und hehren,
Sie ragen gleich Weiſen mit großer Gebärde;
Sie lehren Dich mächtig Unendliches ehren:
Zu lieben und ſterben bei Deinem Fleck Erde.

Große Stille

Schwindelnde Nebel räuchern das Tal,
Luftwelt bauſcht ſich grau und kahl.
Weder Laub noch Wieſe rauſcht —
Große Stille, dumpf und taub.

Wolk' um Wolke ihren feuchten Platz vertauſcht,
Und Dein Ohr den Nebeltropfen lauſcht.
Jeder Tropfen ſpricht: Es war einmal .....
Und die Bäume leuchten gelb und ſchmal.

Septemberabend

Die Stoppeln glitzern wie von ſcharfem Sommerſchweiße,
Und eingedrückt, hin durch die Abendfelder, winden ſich Geleiſe
Von Rädern, welche längſt ſchon ihren Weg gemacht.
Die Welt liegt kahlgepflückt und will verſchwinden;
Ein junges Rebhuhn lacht verzückt, und eine Büchſe kracht;
Ein Hund ſchlägt an auf fernen Ackerrinden;
Im Weſten um der Erde Kugel ſteigt die Nacht
Schlafſuchend aus des Tales Rinne, wie eine Spinne mit Bedacht.
Die Menſchen ſtehen ſtill, um einen Stern zu finden,
Ehe ſie lichtlos werden gleich den Blinden.

Ich spüre Dich im Dunkel nah

Ohne Schatten läßt uns die mondleere Nacht.
Ich spüre Dich im Dunkel nah und habe Acht
Auf Deine Augen und Lippen, die mir tags zugelacht.

Beim Haus riecht die Nachtluft nach Traubenmost, jung gegoren,
Als springt uns aus den Kellersteinen entgegen, unverfroren,
Der nackte Weingott mit dem Traubenkranz rund um die Ohren.

Der Hofhund schlägt an bei des Hauses beleuchteten Scheiben.
Der Haustüre Licht gibt uns Schatten, die müssen zurücktreiben
Und weite Bogen hinaus in die Nacht beschreiben,
Als können wir Verliebten nur im Dunkel uns nahe bleiben.

Lange Nebel, dahinter die Glocken läuten

Als will im Herbſt der Himmel ſich häuten,
Schleift jeder Morgen die Nebel nach,
Lange Nebel, dahinter die Glocken läuten;
Die Welt wohnt unter grauem Dach.
Die Nebel ſich über die Menſchen bücken,
Die Menſchen erſcheinen nur langſam in Stücken,
Dort ein Arm, dort ein Kopf, dort ein Leib ohne Bein,
Als fallen die Glieder den Schultern zur Laſt,
Und jedes Glied trennt ſich und ſchwebt allein.
Die Schritte kommen und gehen mit Haſt,
Doch iſt bei den Schritten kein Körper zu ſehen,
Nur ein Schatten, dem ſcheint alle Schwere genommen;
Und der Schatten zieht platt in die Leere hinein,
Als iſt ein Fiſch glatt vorübergeſchwommen,
Als ob Deine Welt keine Menſchen mehr hat,
Nur Nebelwiſche an Menſchen Statt,
Nur Waſſerſchichten und glitſchige Fiſche.
Und Du ſitzt allein unterm Nebelgewichte
Wie der Letzte an einem verlaſſenen Tiſche.
Zu Nebel wurden die Schaugerichte,
Du gießt Dir ſtatt Wein nur Nebel ins Glas.
Nur ein Gedanke wirſt Du dem andern ſein,
Wenn Dich Dein eigener Leib vergaß,
Und es ſtellt Dein Herz ſeine Schritte ein
Und fällt wie der Nebel ins Gras.

Jetzt ſind die gelben Blätter gezählt

Jetzt ſind die gelben Blätter gezählt
Am Ahorn, an Birken und Buchen.
Die Sonne iſt hinter Nebel geſtellt
Und läßt ſich tagelang ſuchen.

Vielleicht ſind auch mal die Tage gezählt,
Die mir zum Küſſen gegeben,
Weil Tag um Tag vom Jahr abfällt
Und Jahr um Jahr vom Leben.

Der Wald fällt ein

Den Waldweg decken Holzblätter, die braunen;
Herbſtſonne ſcheint blau in die Nebeldaunen.
Jede Buche brennt gelb wie ein Leuchter zur Schau,
Und ſie blitzen am Mittag noch nächtlich voll Tau.
Das Walddach zeigt rote und blaugelbe Ritzen,
Als ob ſcheckige Vögel im Aſtwerk ſitzen.
Und manchmal, da regt es ſich dunkel am Dach,
Und Du ſiehſt einem handgroßen Schatten nach;
Weißt nicht, war's ein Vogel, oder war es ein Blatt,
Das ſich in die Nebel verloren hat;
Du fühlſt nur inmitten im meſſingnen Laub,
Fällt Lautloſes auf Dich wie Steine ſo taub.
Und die blaue Sonne auf nebelnden Wegen,
Die darf ſich kaum mehr an ein Blatt anlegen.
Der Wald wurde ſchattenlos, hell ein Raum,
Als ſteckt jetzt ſtatt Laub klares Glaswerk am Baum.
Beim leiſeſten Blick ſchon das Glas zerbricht,
Der Wald fällt ein vor Deinem Geſicht. —
Mal auch Dein Herz wie Glas ſich fühlt,
Dein Herz, das ſich am Wald einſt gekühlt,
Und es wird wie ein Blatt zerbrechlich ermatten,
War ein Singvogel einſt und wird ein Schatten.

Die Bäume erſticken

Die Nebel wollen die Bäume erſticken,
Die Nebel, die ſich gleich Stricken rollen.
Der Ahorn ſteht gelb mit ſterbenden Blicken
Bei den Nebeln, die ihn erwürgen ſollen.
Die Sonne hängt fern und verſchollen,
Wie ein Ahornblatt matt und verquollen.
Und der Nebel drängt wie Gewürm in den Raum,
Er beſchleicht wie ein Raubtier Berg und Baum.
Und Dein Menſchenauge muß ſich drein finden,
Daß die Dinge erſcheinen und wieder verſchwinden,
Daß die Bäume ſich plötzlich wie Wolken entrücken.
Wie aus Bilderſtücken ein Moſaik,
Entſteht und zerfällt auch Dein Geſchick.

Digitized by Google

Als ſiehſt Du in ein Buch hinein

Als ſiehſt Du in ein Buch hinein,
Und des blaſſen Papieres heller Schein
Liegt Dir im Geſicht, und bleich wie Stein
Wird Deine Stirn von des Buches Licht.
So gehſt Du im Herbſt den Weg, den hellen.
Die Bäume ſtehen wie wächſerne Zellen,
Durchſichtig wie Körbe, loſe geflochten,
Vom Licht durchflackert an allen Stellen;
Sie ſind gleich Kerzen mit langen Dochten.
Und bleich beſchienen von fremden Schmerzen,
Geht jeder unter den Bäumen hin,
Bleich, als trägt er die Laſt von Eiſen und Erzen,
Und lieſt erblaßt des Lebens Sinn.

Unſere Toten

Nebel filtert um die Felderrunden, um die brachen,
Und von Nebeln wird das Fenſter grau umwunden.
Die ſonſt nur in unſern Träumen nachts am Bett erwachen,
Unſere Toten, die des Hauſes Ausweg leis gefunden,
Kommen herbſttags mit den Nebeln in die Türen, in die Stunden.
Unſere Toten, die nur lächeln, nicht mehr lachen,
Wollen jetzt im Grauen abgebrochene Geſpräche weiterführen,
Wollen mit den Nebeln Wangen und Dein Kinn anrühren.
Ihre Arme ſind Gedanken, und Du kannſt die Toten näher ſpüren,
Näher jetzt als damals, wo ſie noch vom gleichen Glaſe mit Dir tranken.
Alle Toten können, ohne Ende, liebend die Geſchlechter führen,
Und ſie gehen aus und ein, wie die Nebel durch geſchloſſene Türen.

Die Wolken ſtanden wie Verſteinerungen

Die Wolken ſtanden wie Verſteinerungen,
Als war der Herbſt jetzt auch in ſie gedrungen,
Sie hielten ſich nicht lebend mehr umſchlungen.

Sonſt ſchwammen ſie wie Vögel freigelaſſen.
Jetzt ſtanden ſie erſtarrt, gleich ſtillen Gaſſen,
In denen, Kopf an Kopf, ergraute Leute ſaßen.

Senkrechte Pappeln in die Wolken ſchauten,
Die ſich vor der bewölkten Stille grauten
Und ſich mit keinem Blatt zu zittern trauten.

Als ging ein Würger, der die Wolken tötet,
Hat keine in dem Abend ſich gerötet;
Der Himmel ſchien mit grauem Blei verlötet.

Von allen Wolken rührte ſich nicht eine.
Sie hingen wie erhängt an langer Leine,
Wie tauſend Tote gelb im Abendſcheine.

Und keine Schwalbe in die Wolken jagte,
Kein Vogelſchatten ſich zu rühren wagte,
Als ob ein jeder Flügelſchlag verzagte.

Nur ſteinern alle Wolken droben drohten
Und wurden wie die mächtigen, ſtummen Noten
Von einem großen Liede aller Toten.

Die Menſchen aber unterm Liede gingen
Wie Silben, die Dir Wort und Sätze bringen
Und atemlos nach Reim und Rhythmus ringen.

Die Toten tranken die Welt mir leer

Es lag der Abendwind auf der Lauer,
Es ſtieg der Mond auf die Gartenmauer,
Nur ein paar Blätter im Baum waren wach,
Und die geſpenſtige Fahne hing ſchaukelnd am Dach.
Der Himmel war ſtarr, ein Schild aus Eiſen,
Daran die Sterne wie Nägel gleißen.
Unſichtbar hält einer den Mond am Schopf,
Wie einen blutleeren abgehau'nen Kopf.
Der Moudſchein kam ſuchend zu ein paar Tiſchen,
Wollt' ſich in ein paar Gedanken miſchen,
Als ob er mit kahlen Augen mich maß,
Und er ſchaute mit mir in mein volles Glas.
Es haben mir tote Gedanken gewunken.
Ich ſah in die Felder, hab' nicht mehr getrunken,
Und mein Kopf wurde wie ein Steinhaus ſchwer —
Die Toten tranken die Welt mir leer.

Indes die Sonne verrinnt wie ein vergoſſener Tropfen

Das Waldtal in Purpur und Ocker prunkt,
Wie eines Malers verwegene Palette;
Bergfernen in Indigo getunkt,
Silberfelder voll Diſteln und Klette.
Die Mückenſchar ſpielt, als gäb's keinen Tod,
Über braunen Dornen Punkt an Punkt;
Durchſichtig durchtanzt ſie das Abendrot.
Du reißt Dir über den Dornbuſch gebückt
Die korallenrote Hagebutt', die Dich entzückt,
Trägſt ſie an der Bruſt, läßt Dein Herz dran klopfen;
Und Dein Blut ſich dabei auf die Roſe beſinnt,
Indes die Sonne verrinnt wie ein vergoſſener Tropfen,
Als ob ſich eine Raupe in Fäden einſpinnt.

Im Mondschloß

Die Mondnacht war wie ein goldenes Schloß gemacht,
Schwebend über der Zeit, mit offenen Toren himmelweit,
Mit Silbersaal an Saal gereiht,
Mit betreßten Schatten, die waren die Diener und Mohren;
Die hatten an Treppenbergen ihren Platz in Scharen,
Mit weißem Puder in blauschwarzen Haaren.
Du und ich, wir gingen wie die Lieder und Sagen,
Von der Mondmusik durch die Räume getragen.
Und ein Saal stand voll Berge mit Nebeln im Tal.
Drunten lag als Teppich ein Strom wie Stahl,
Eine Insel als Kissen, und Pappeln als Wände;
Es spielten im Wasser vergoldete Hände.
Und zwei Augen ich tief im Mondschein fühlte,
Und eine Brust, die mir gern meine Sehnsucht kühlte.
Ich griff in die Leere, wie durch eine Wand,
Und hielt meiner Liebsten liebkosende Hand.

Im nebelnden Abend

Wir ſaßen im nebelnden Abend
Auf der Bergbank über der Stadt,
Und unſere Gedanken vergaßen
Den Tag, der noch eben verſank.
Sternlos ſtand der Himmel, wie ohne Dank,
Nur im Tal ſich Licht bei Licht einfand.
Dort rückten die Häuſer zur Nacht ganz dicht
Und ſaßen im Nebel, wie ohne Land.
Ein guter Duft von welkem Laub
Hing wie Honigwaben bei uns in der Luft,
Als ſtand irgendwo hinter dem Nebelrauch
Ein ſüßer atmender Blumenſtrauch;
Als ſind bei den Worten, die Du geſprochen,
Viele Blumen rings aus der Erde gekrochen
Und haben den Herbſt und die Nebel vertrieben,
Warme Worte, die den ewigen Frühling lieben.

Die Nebelkuh

Da draußen zieht weiß die Nebelkuh,
Lautlos führt sie einer auf filzenem Schuh.
Sie brüllt, wenn sie am Fluß hingeht,
Ihre weiße Haut sich gewaltig bläht.
Es wird von Nebelkühen bald eine Herde,
Die treibt über Wiesen, die werden alt,
Und ihr Treiber geht ohne Gruß und Gebärde
Mit weißem Bart, und die Faust geballt.
Eines Morgens bleiben die Kühe am Fenster
Und gehen nicht mehr am Haus vorbei;
Und Deine Gedanken werden Gespenster,
Und Deine Worte sind Nebelgeschrei.

Muß bald wirklich, bald unwirklich ſein

Beſchwörſt Du die Blätter der Bäume?
Sie fallen rot vor Deinen Fuß.
Gabſt Du ihnen die Farb' Deiner Träume,
Daß es Feuer vom Baum regnen muß?

Der Himmel ſelbſt will ſich vernichten,
Und die Wolken, die ſteigen herab,
Sie wandern gleich Traumgeſichten
Auf den Wink, den Dein Aug' ihnen gab.

Du bauſt dichte Berge gelaſſen,
Die öffnen ſich wie eine Hand;
Gehſt unſichtbar nebelnde Straßen,
Und mit Dir verſchwindet all' Land.

Mit Dir will mein Leben verſchwinden,
Wird ein Schatten, bald groß und bald klein.
Kann Geſtalt vor Dir nicht mehr finden,
Muß bald wirklich, bald unwirklich ſein.

Du läßt mein Herz nicht ſchläfrig werden

Im Garten hängen die Weinblätter krebsrot von den Lauben,
Und Nebel, die nicht weiterziehen, machen glauben,
Die Herbſtwelt iſt ein Waſſerkaſten, darin gelbe und rote Goldfiſche taſten.
Du, Geliebte, biſt eine der Nixen mit den ſilberhaarigen Augenbrauen,
Die mit Silberwimpern und Perlmutteraugen zwiſchen Pflanzenſtengeln heraufſchauen.
Du läßt mein Herz nicht ſchläfrig werden und nicht raſten,
Kommt Dein Antlitz zwiſchen roten Fiſchen zu mir geſchwommen.
Nicht die Nebel ſind undurchdringlich, die den Herbſt durchrauchen,
Undurchdringlich ſind Deine Blicke, die wie geöffnete Muſcheln mit ſieben Farben auftauchen.
Dein Blut iſt der Strudel, der mich willkürlich dreht,
Der mich fortmäht, daß mein Atem wie Nebel durch Nebel geht.

Geliebte

Aller Oktobertage Schar, des Monats, der einſt
Dein Gebärer war,
Iſt golden wie Dein ſeidengoldnes Wunderhaar,
Iſt wie Dein Auge aller Wirklichkeiten bar.
Dein Blick, der ſtets durch ſieben Schleier ſchaut,
Der manches Nebelſchloß im Blauen baut,
Wie eine Herbſtfrucht läßt er leicht das Leben los
Und fällt mir wie die Nuß vom Nußbaum in den
Schoß.
Der Herbſttag iſt wie Deine Haut milchlicht
Und friedlich wie Dein flaumig Frauenangeſicht,
Das, abgeklärt, ganz ohne Willen iſt zu meinem
Willen
Und kann wie Wein und Frucht mich Hungerigen
ſtillen.

Ging Dir nach im Wind

Ging Dir nach im Wind, Deine Haare flogen,
Wolken kamen wild, als ob ſie die Berge zogen.
Und auf unſerem ſtürmiſchen Abendgange
Lehnte ſich der Wind unter Deinem Schleier, dicht an Deine Wange,
Preßte Deine Kleider um die Knie, wollt' Dich halten
Wie ein Freier, deſſen Hände ſich um Deinen Körper falten.
Wie ein Tänzer wirbelt, wollt' er Dich entzücken,
Aber Du — lachſt ihn aus, wendeſt ihm den Rücken.
Und der Wind läuft nebenher, fährt Dir um die Schläfen,
Muß im Dunkel, wie ein Hund, abgewieſen kläffen.

Liebſte

Jeden Deiner Schritte möchte ich beſingen.
Meine Lieder nehmen immer wieder Dich in ihre Mitte,
Möchten, wie Dein Blut, Dich rot durchdringen.

Heilig ſind mir die Sekunden und kurzweilig,
Seit ich in Dir meine Luſt gefunden, meine wache,
Seitdem ſind die Stunden nicht mehr eine abgetane Sache.
Unumwunden möcht' ich ſie dicken Bänden einverleiben,
Mit zwei Händen die Minuten ſingend niederſchreiben,
Möcht' mich noch im Lied an Deinem Anblick weiden.
Möchte Dich an jedem Glied, vor den Augen beiden,
Wie in einem Liederbache ganz entkleiden.
Möchte, daß Dich alle Worte meiner Sprache nennen,
Gleich wie Deiner Kleider Faltenrauſchen im Gemache;
Lieder, mehr als Ziegel auf dem Dache,
Lieder, wie die Atemzüge, die von mir zu Dir hinbrennen. —
Nur in Wolluſt und im Liede lernen ſich Verliebte kennen.

Die Tage laſſen keine Spur

O Regen ſag, Du kommſt ſo hoch daher,
Iſt droben auch der Tag ſpurlos und leer?

Du fällſt zum Fluß und ſchwimmſt zum Meer,
Glaubſt, Du enteilſt dem Leid und ſuchſt Genuß?

O wüßten alle nur, was doch ein jeder wiſſen muß:
Die Tage laſſen keine Spur, ſo wenig wie der
Regen auf dem Fluß, —
Die Liebe nur.

Zinkfarbene Nebel über der Stadt

Zinkfarbene Nebel über der Stadt,
Und bleiern die Bäume, metallen die Wege;
Der Wolkenhimmel wie Blech ſo platt,
Wie aus wirrem Draht ſind die kahlen Gehege.
Verroſtet rollt ſich das Blatt, das letzte,
Und Felder malen ſich ſtaubig aus Kohle;
Der Fluß rennt durch die Welt, die zerfetzte,
Wie zerſetzte Säure aus einer Phiole.
Und durch die ungeheure Leere
Getraut ſich der Menſch warmblütig zu gehn,
Mittenhin durch der Urſtoffe eiſerne Schwere.
Er lacht noch gütig, iſt ſpielend zu ſehn,
Und übermütig, und unbedacht,
Kaum ſchielend nach der Vergänglichkeit,
Und macht die Arme wie Flügel weit.
Und liegt auch Winterrauch dicht und breit,
Er kennt als Verliebter als Jahreszeit
Nur den Frühling, den er ewig nennt.

Das Nebelſchwein

Das Nebelſchwein rennt im Wald und ſucht,
Es riecht der Wald nach der Eichel Frucht.
Die ſtarken Eichen ſtehn braun und verſinkend,
Es hat der Tod den Wald verflucht.

Das Schwein, wild dampfend, rennt waldein,
Die Blätterhaufen zu Nebel zerſtampfend.
Herbſtſonne geht geiſternd am Boden um,
Und das Schwein rennt rund um die Sonne herum.

Das Schwein ſich wild in den Nebel wühlt,
Der Wald wird vom Nachtnebel fortgeſpült.
Das Schwein hat ſein Lager aus Nebeln gemacht,
Und über den Wald fällt jetzt ewige Nacht.

Herbſtſonne iſt kalt geſtiegen

Herbſtſonne iſt kalt geſtiegen,
Hat einen blauen Morgen gekräftigt,
Die Straße iſt von Menſchen beſchäftigt,
Häuſerſteine und Pflaſter voll Tagernſt liegen.
Nur der Staub darf flüchtig wie Geiſter auffliegen
Und darf ſich über den Köpfen der Menſchen wiegen.
Er, der Meiſter, von dem alle Geſtalt gekommen,
Hat ſich im Herbſt das Sterben vorgenommen,
Stellt ſich greiſenhaft und eiſig kalt,
Und mit Komödiantengeſte den Tod er malt.
Die Berge entfärbt er, ſtampft die Blum' in den Grund,
Und grau auffliegt er, mit dem Wind im Bund,
Daß alle Gedanken mit ihm nach dem Tode trachten.
Aber nur die ernſt Verliebten ihn nicht beachten,
Die ſind ſtets bereit zum Leben und Sterben
Und ſind der Unſterblichkeit lachende Erben.

Herbſtwind

Als will man dem Herbſtwind die Liebſte einmauern,
Hör' ich ihn klagen mit halblautem Trauern,
Als hat er die Wege hin zu ihr verloren
Und bettelt verrannt vor verſchloſſenen Ohren.
Er kommt nicht näher, er wimmert nur fern;
Irgendwo iſt ein Haus leer, dort weint er gern.
Luft und Erde, die zittern bei ſeinem Wort,
Als ob ſie die Tage, die wehen, wittern.
Heut geht der Wind noch auf lautloſen Zehen,
Aber einmal, da reißt ihn die Sehnſucht fort,
Und der Wind ſteht mit raſenden Herzſchlägen dort;
Kann mit tauſend Armen, auf tauſend Wegen,
Wie ein Troſtloſer Gott und Geſetze umfegen.

Erſter November

Da draußen iſt frühe Nebelnacht,
Die hat den Tag um Stunden beſtohlen,
Hat aus den Fenſtern Laternen gemacht.
Ich möchte mir den Mond herholen,
Daß ich einen hätt', der ewig lacht,
Denn die Nacht iſt wie ein ſchwarzes Bett.
Dort hat der Tod, wie auf Lagern aus Kohlen,
Gedankenlos als Dieb ſeine Ruheſtätt'.
Weiß nicht, iſt die Stadt draußen klein oder groß,
Ob Menſchen drin hauſen, oder bin ich allein,
Denn ein jeder Tag ſchwarz wie der Fluß fortfloß,
Und beklagt gingen viele zur Nacht hinein.
Auch Vater und Mutter haben gefragt,
Und niemandem wurde der Weg geſagt.
Auch Vater und Mutter wurden zu Stein,
Ein Stein, der ſich über dem Grabe ſchloß.
Drauf leſe ich heut' ihre Namen bloß,
Nur noch die Namen ſind beide mein.
Woher ſie kamen, wohin ſie gingen, —
Ich kann die Nacht nicht zum Reden zwingen.

Es war einmal ein Tag, wo der Boden nicht brannte

Es war einmal ein Tag, wo der Boden nicht brannte,
Wo ich Dich Sorgloſe als Sorgloſer grüßte,
Wo ich Dich Namenloſe zum letzten Mal nannte,
Und dieſer Tag geht jetzt niemals zur Rüſte.

Ich ahnte nicht, welcher Fluch mir da drohte,
Nicht, als ich bewillkommte Deine glitzernden Haare,
Daß unter meinen Fingern eine unbeweinte Tote,
Eine Ebengeſtorbene, und mein Herz eine Bahre.

Wie der Hochſommertag, aufgegangen in Bläue,
Lebte ich unendlich bis ans Ende der Erde.
Sprach das Wort „Liebe" aus und das Wort „Treue",
Wie Namen von Hausgerät am ererbten Herde.

Wußte nicht, daß da Tage ohne Gnade hinleben,
Wußte nicht, daß da Tage jeden Tag überragen,
Und jener, der will keinen Abend nie geben,
Ich muß ihn noch ſchlaflos durch Nächte hintragen.

Seit jenem iſt um mich ein Herbſten für immer,
Und von allen Tagen erkenn' ich das Ende,
Auf jüngſten Geſichtern den alternden Schimmer,
Und die Todesſtunde im Druck aller Hände.

O, daß ich noch einmal vom Sorgloſen wüßte,
Von grimmigen Worten nur ohne Tat!
Niemals geht der endloſe Tag zur Rüſte,
Deſſen Fluch den unſterblichſten Körper hat. —

Ein Herz, das in Liebe zu Deinem Herzen hält

Ein Stückchen ſinkender Mond ſchaut über den Ackerrand,
Als vergräbt den Mond eine unſichtbare Hand.
Weit ins Land hängt Stern bei Stern in der Luft,
Und ſie alle ſinken bald wie der Mond in die Ackergruft.
Wo am Tag die Wege, Berge und Brücken winken,
Hocken Laternen im Dunkel, die wie kleine Spiegel blinken.
Sie alle verlöſchen und brennen nur ihre Zeit.
Dunkelheit aber ſteht hinter den Dingen und läßt nichts erkennen,
Als ein dunkles Kommen, Vorüberrennen und Dinge benennen.
Und kein Tag, und kein Licht kann frommen;
Nie wird die Dunkelheit der Welt ganz fortgenommen.
Nur ein Herz, das in Liebe zu Deinem Herzen hält,
Nimmt von Dir die Dunkelheit der ganzen Welt.

Die Worte

Mein Mund, wo gingen Deine Worte hin?
Wie Stunden täglich neue Herren dingen,
Wie Vögel ſtets vor andern Türen ſingen,
Und wie der Winter mit den Schneegeſpenſtern,
Feſtfrierend und hinſchmelzend an den Fenſtern,
Sind alle Worte warm und kalt im Sinn.
Die Worte ſind ein Bild dem Raum gegeben,
Dem Raum, der ohne Dach und ohne Pforte.
Wohl kann ein Wort die Lippen überleben,
Doch bricht auch Tod die Worte wie die Rippen.

Die Worte ſind wie Wolken, die nicht raſten,
Dem Windvolk gleich, zu Haus an keinem Orte.
Von Mund zu Mund müſſen die Worte haſten,
Von Sinn zu Sinn, von Stund zu Stund,
Und wachſen an wie Kapital im Kaſten.

Laſſen von jedem Ohr ſich anders faſſen,
Und paſſen wie der Schlüſſelbart ins Schloß.
Sie können wie die Farb' am Licht verblaſſen,
Und auferſteh'n kanns Wort, das längſt ſchon ſtarb.
Und manche blühen eine Nacht nur groß,
Wie Tropenblumen ſich im Glashaus hüten,
Und ſterben in der offnen Luft der Gaſſen.
Und manche ſitzen grau alleingelaſſen,
Die leben nicht zur Schau und leben ungebeten,
Sie ſind ſich Laſt und können Dich zertreten.

O Wort, forteilend und ungreifbar Weſen,
Schlaf ich, Du wanderſt draußen ohne Raſt,
Schlägſt Dich an Stirnen an, als ſtarre Theſen,
Machſt oft als Henker Dich ans Herz heran;
Manch Wort ſitzt wie der rote Hahn am Dach
Und manches legt Dich wie ein Acker brach.
Manch eines kann Dir Glut und Wut anſchüren,
Und manches Wort hat nicht zum Schlafen Mut.
Mit Worten kannſt Du Leib an Leib Dich ſpüren.
Die Menſchen ſind Dir nicht ſo feind wie Worte,
Kein Blick verfolgt Dich ſo an jedem Orte.
Und wärſt Du ſtumm und taub an beiden Ohren,
Du biſt als Untertan des Worts geboren.

Mein Mund, wo gingen Deine Worte hin?
Sie wurden Völker, die jetzt mit Dir ziehn.
Wie Bienen einen Bienenkorb bewohnen,
Wie Arbeitsbienen, Königin und Drohnen,
So ſummen Worte lebenslang uns ein
Und werden wie der Bienenſang auch nie verſtummen.
Wen ließen je die Worte mal allein?

Ein Klumpen Eis

Das verſchnörkelte eiſerne Tor am Park
Steht voll geſchmiedeter Roſen ſchwarz und ſtark.
Sie ſind die einzigen Blüten bei Winterbäumen,
Kahles Aſtholz ſtarrt zu den Wolkenräumen.
Und unter dem Springbrunn' liegt blendend weiß,
Wie ein Marmorblock, ein Klumpen Eis.
Im Garten leuchtet herriſch der Brocken,
Daß Deine und meine Schritte ſtocken.
Wir kehren geblendet vor'm Eishaupt um,
Es ſtarb uns die Zunge und wurde ſtumm.
Wir durchſchreiten das Tor der eiſernen Roſen,
Vom Todesgedank' vor das Herz geſtoßen.

Weihnachten

Die eiſige Straße mit Schienengeleiſen,
Die Häuſermaſſe in ſteinernen Reih'n,
Der Schnee in Haufen, geiſterweißen,
Und der Tag, der blaſſe, mit kurzem Schein.

Der Kirchtüre Flügel ſich ſtumm bewegen,
Die Menſchen wie Schatten zur Türſpalte gehn;
Bekreuzen die Bruſt, kaum daß ſie ſich regen,
Als grüßen ſie jemand, den ſie nur ſehn.

Ein Kindlein aus Wachs, auf Moos und Watten,
Umgeben von Mutter und Hirten und Stall,
Umgeben vom Kommen und Gehen der Schatten,
Liegt da wie im Mittelpunkte des All.

Und Puppen als Könige, aus goldnen Papieren,
Und Mohren bei Palmen, aus Federn gedreht,
Sie kamen auf kleinen und hölzernen Tieren,
Knien tauſend und tauſend Jahr im Gebet.

Sie neigen ſich vor den brennenden Kerzen,
Als ob im Arm jedem ein Kindlein ſchlief,
Siehſt Du ſie atmen mit behutſamen Herzen
Und lauſchen, ob das Kind ſie beim Namen rief.

Mond überm Eis

Der Wintermond, der übers Flußbett ſcheint,
Hat ſich aufs Eis gelegt, wie auf ein Brett,
Wie eine goldne Säge, die dort ſägt.

Der graue Fluß ſtand Tag und Nacht ſchon ſtill,
Und längſt ſein Spiegel unterm Eis verſchwand,
So daß er nichts mehr ſieht noch weiß.

Wie unter ſeiner Liebſten Augenkreis
Erleuchtet ſich der tote Fluß zur Nacht;
Als wird ihm jetzt die Bruſt zu eng und heiß.

Nachtschnee

Nachtwelt hängt dort in weißen Uferstücken,
Gerade fort ziehn Brücken übers junge Eis,
Sind off'ner Wasserstellen dunkle lange Lücken,
Wie viele Ellen Schrift von Schwarz auf Weiß.

Der weiche Schnee, er dämpft den lauten Schuh,
Und stille Geister an der Schneewelt bauen;
Mit feinem Schneegerieſel rieſelt ewige Ruh,
Daß ſich die Lippen kaum zu reden trauen.

Und Fuß und Worte ſinken lautlos tief,
Ein Weg, der weiß erhellt, läuft ohne Ende;
Und keine Dunkelheit iſt in den Weg geſtellt,
Schneenacht iſt linnenlicht und ohne Wände.

Nur als zwei Schatten gingen wir im Schnee,
Wie Zweie, die ſich nicht zur Ruh hinbringen,
Und hingen noch dem Leben dicht am Schuh,
Auch zwiſchen blinden abgeſtorbenen Dingen.

Platt übern Weg ſprang eine Katze hin,
Pechſchwarz im Schnee, mit aufgeregtem Sprunge;
So ſchoſſen uns Gedanken durch den Sinn
Und flogen halb im Satze von der Zunge.

Vergangenes ſtand nah in dunklen Lücken,
Lief wie die Waſſerſchrift durchs halbgefrorene Eis,
Zerriſſen wie ein Brief in tauſend Stücken;
Und Schnee ſchlief brütend drüber, wie ein Greis.

Nachtſchnee, der aus ſich ſelbſt wie Phosphor blendet,
Vor dem das Dunkel keine Ruhe hat,
Durch Nachtſchnee läuft der Weg, der niemals endet,
Und iſt wie Ewigkeit, die keiner noch zertrat.

Schneelicht

Nur der Schnee gibt mir jetzt Licht.
Wenn ich auf den Boden ſchau,
Scheint er ſchief mir ins Geſicht.
Tag um Tag auf Schnee ich bau,
Ein Tag nach dem andern ſticht.
Tag für Tag geht ins Gericht,
Tage wie die Uhr genau,
Und der Schnee liegt weiß und dicht.
Alle Tage halten Schau,
Jeder blind im Schnee zerbricht.
Reihen Tage enden grau,
Und im Schnee liegt Schicht bei Schicht,
Und gar viele graue Tage enden nicht.

Keine Arbeit jetzt mein Herz mehr tut

Seit Du bei mir in den Armen,
Dicht mit Deinem Mund am Herzen, mir gelegen,
Lebe ich von Deinem Atem, Deinem warmen,
Lasse mich von Deinem Blut bewegen.
Keine Arbeit jetzt mein Herz mehr tut,
Das im Weltraum, wie ein großer Vogel ausgespannt,
Ohne Flügelschlag im Fliegen ruht.
Und die Zeit kommt nicht mehr angerannt,
Die zum Niedertreten immer schnell bereit;
Tief und breit in der Unendlichkeit
Darf ich großer Ruhe pflegen.
Bin ein Widerstand der raschen Zeit
Und von Deinem Atem voll Unsterblichkeit,
Seit Dein Mund an meinem Herz gelegen.

Die Sterne

Die Sterne leben heute Nacht,
Als ſind ſie eben zur Welt gebracht;
Als bieten ſich alle dem Leben an,
Wie Kind und Weib und ein jeder Mann.
Sie ſtehen in ſilbernen Gehäuſen,
Sie wehen wie Blumen in blitzenden Sträußen,
Sie ſehen durch kahle Winterhecken,
Als glänzen Goldeier aus Erdverſtecken.
Sind wie die Eidechſen mit flinken Schwänzen;
Durchflechten die Bäume gleich gläſernen Kränzen;
Als kamen Reiter, die unſichtbar blieben,
Und nur die Funken der Hufe ſtieben.
Sie ſind die Fußtapfen der Ewigkeit,
Die Millionen Augen am Kopf der Zeit.
Sie leuchteten einſt ſchon Deinem Ahn'
Und wachſen mit Deinen Kindern heran.
Wohin wollen alle die Sterne nachts wallen,
Und wo iſt der Schoß, in den ſie fallen?
Wir gingen hinter den Sternen her,
Und nirgends waren Wege von Sternen leer,
Als wollten ſie Dir ans Haar anſtreifen,
Als mußte Dein Rockſaum durch Sterne ſchleifen.
Sie hingen magnetiſch um Dach und Wand,
Über Hügel und Tal ſich Sternenſtaub fand.

Sie bedrängten, wie nur verliebte Geſellen,
Den Leib der Erde an allen Stellen.
Sie banden ſich feſt an unſern Schritt
Und gingen in hellen Geſellſchaften mit.
Sie laſſen uns nirgends heut nacht allein,
Sie ſpüren, wie Menſchen, durch Türen herein.
Sie wollen, daß wir die Augen ſchließen,
Und uns nur fühlen und nichts mehr wiſſen,
Damit ſie ihre kniſternden Wege gehen,
Sie, die wie wir voll Flammen ſtehen.

Der rote Vogel und der Vogel Nacht

O, Geliebte, der Vogel Nacht wird ſchon flügge,
Er nimmt Dich und mich in ſeine griffigen Klauen,
Er trinkt den Fluß leer und bricht ab die Brücke
Und ſtößt das Auge aus allen Männern und Frauen.
Und er ſchlägt uns, es brennen die Kleider am Leibe
Und unſere Arme werden zu Stricken.
Das Finſter wird ein Auge dem Mann und dem Weibe,
Und es betrachtet uns mit der Urwelt hinreißenden Blicken.
Noch einen mächtigen Vogel hörſt Du ſich ſchütteln,
Er kommt purpurn vor Deine Blicke geſprungen.
Schlagen auch die Wächter nach ihm mit Fäuſten und Knütteln,
Der Rote und die Nacht, die haben Geſchlechter verſchlungen.
Der Rote und die Nacht, die kommen ſeit immer,
Finden ſie Arme und Fenſter und Türen nicht offen,
Keine Schlöſſer ſchließen ſie aus, ſie erſtürmen das Zimmer,
Sie haben gewaltſam den Schaudernden getroffen.

Der Rote und die Nacht ſind wie die Adler Majeſtäten.

Der Rote und die Nacht, die entwerten die Tage,
Wo ihre Fänge ſtolz vor die Sonne hintreten,
Wird das Dunkel Gebot, alles Licht eine Sage.

O, Geliebte, armſelig iſt Tageshelle
Dem Vogel Nacht, und dem Purpurroten;
Jeder Tag wird ein lärmender, blöder Geſelle
Vor den trunken Verliebten, wie vor den Toten.

Wünſche nicht ohne Ende

Heute ſcheint alles durcheinandergeſtellt,
Eine ſchwarzweiße ſcheckige Schneewelt.
In dem eiſigen Fluß ſtauen ſich die Eisſtücke und Eisplatten,
Wie die Trümmer einer grauen Brücke, die ein paar Rieſen zertraten.
Auf den Bergen ſind wechſelnde Schneeſtrecken
Und dunkle Erdflecken, wie die Herden fliehender Ratten;
Und alle Uferhäuſer ſind wie Karren, die im Schnee ſtecken,
Und ſind feſtgefahren und müſſen in Ohnmacht die Luft anſtarren.
Aber blau in der Ferne taucht ein Schneeberg hervor,
Der iſt wie ein ſtählern geſchloſſenes Tor.
Und niemand weiß, was dahinter erſcheinen kann,
Gehſt Du hin und klopfſt an das geſpenſtige Tor an.
Vielleicht tritt ein Scharfrichter blutrot heraus
Und hält ein Haupt an den Haaren in die Luft hinaus.
Vielleicht kann eine ſchöne weiße Jungfrau daraus erſcheinen
Du darfſt Dir alles wünſchen vor dem Schnee, dem blaureinen.

Und vor der ſchwarz- und weißſcheckigen Erde heute,
Wird Dein verwirrtes Herz leicht Deiner Wünſche Beute.
Darum nimm Dich in acht und wünſche nicht ohne Ende,
Denn zuletzt ſind die Wünſche wie Schneeballen für die warmen Hände.

Es kommen die Sterne im Finſtern zuſammen

Steht eine Wolke am Himmel wie ein rotſeidener Schuh,
Geht die Sonne zur Ruh überm Häuſergewimmel,
Bleibt in der Luft eine Lücke, und unten im Fluß,
Wird die Wolke dann grau, wie ein alternder Schimmel,
Und verweht dann in Stücke und zerſtreut ſich wie Ruß.
Und der Laternenanzünder eilt über die Brücke;
Auf der Stange ſein Funken verteilt viele Flammen,
Die Laternen leben wie Mücke bei Mücke.
Und es kommen die Sterne im Finſtern zuſammen,
Sie benehmen ſich gerne bekannt wie Geſichter,
Die mit Dir von Vater und Mutter abſtammen,
Aber ſind Dir doch immer ein wildfremd Gelichter.
Weißt Du denn ſelbſt von Dir mehr als den Schimmer,
Daß Du ein Schatten biſt am Fenſter im Zimmer,
Und daß man Dich einſt wie die Wolke vergißt?

Alle blauen Fenſter laſſen Lieder ein

Vorfrühling, in Deinem erſten Sonnenſchein
Sehen tote Dichter durch die Fenſter froh herein.
Alle blauen Fenſter laſſen Lieder ein,
Sehen nicht auf Wolken und auf Schneegeſpenſter;
Fröhlich, wie die Liebesdichter, leuchten alle Fenſter.
Und die Sonne läßt ſich in das Zimmer
Gleich wie eine gold'ne Taube nieder,
Im Gefieder froher Tage Schimmer.
Und eh' noch die Apfelblüte wieder
Vor den Scheiben aufwacht, licht an Röte,
Streckt nach mir die Liebſte roſenrot die Glieder,
Daß ſie mir zugleich Blüt' und Äpfel böte,
Reicher noch als aller Dichter Lieder.

Der Morgen ging in roten Bergen auf

Der Morgen ging in roten Bergen auf,
Die Erde fing in tiefer Kohle Feuer.
Es brannte noch des Tales dunkle Sohle
Rot, als ermannte ſich das älteſte Gemäuer.
Und keiner dieſe Wege mehr erkannte,
Sie kamen üppig voller Luſt daher,
Und jeder Berg ſich in die Bruſt einbrannte.
Der Weltkot war verglimmend nur ein Haufen Werg,
Und Du und ich im Morgenfeuer ſchwimmend.
Die großen Sorgen wurden klein zum Zwerg.
Der Sonne Rieſen wuchſen ungeheuer
Und riefen, daß ſie nie uns darben ließen,
Und warfen Gold ins Haus, wie Garben in die Scheuer.

Drunten am Berg, vor meinen Beinen

Drunten am Berg, vor meinen Beinen,
Liegt die kleine Stadt, gewebt aus Steinen;
Keine Stadt einen Anfang noch Ende hat.
Es quillt aus ihr der Drang der Zeit,
Und der überſpringt die Endlichkeit.
Ach, den Menſchen nicht nur das Leben gilt,
Sind noch über den Tod zur Verantwortung gewillt.
Ich ſelbſt aber will nicht mehr ſein als das Gras,
Ich liebe mein Mädchen und zieh meine Straß',
Beneide nicht die Stadt da drunten, die ohne Ende.
Einen Strauß ſuchen im Ackerfeld meine Hände,
Der freut meiner Liebſten Augen zu Haus
Und löſcht am Abend wie die tägliche Sonne aus.

Der ewige Wanderer, der Wind

Der ewige Wanderer, der Wind,
Kam hochgeſchoſſen mit großen Schritten,
Hat die Bäume unbeirrt umhalſt,
Die verwirrt geworden ſind;
Sie haben verdroſſen
Mit Holzarmen nach ihm geſtoßen.
Der Wind hat mit tollen Griffen
Ihre glatten Blätter aneinander geſchliffen.
Sie aber wollen beim Juliheu in Ruhe brüten
Und lautlos ihr Stück Erde behüten,
Wollen ihre Blätter ſtillen,
Wie Ammen den Kindlein zu Willen.
Da fährt der Wind ohne Fried' herein,
Hochfahrig an Geſtalt,
Macht keinen Unterſchied zwiſchen jung und alt,
Treibt die Baumherden vor ſich her
Und duckt ihre Hälſe zur Erden,
Und gibt den Feſtgewachſenen fliehende Gebärden.
Durchfaucht das Einerlei
Und rührt in den grünen Blättern mit Gejohl
und Geſchrei.
Kennt keinen Beſitz, und wenn er anrennt, keine
Grenzen.
Stößt die Stille von ihrem Sitz,
Und iſt ein Drache mit tauſend Schwänzen.

Ich lauſche gern ſeinem Gange,
Der iſt gewunden wie eine Schlange,
Und gleicht dem Klange der Wälder und ihrer Kühle, die er durchjagt,
Als ob er die Sehnſucht und die Gefühle
Von Tauſendjährigem ſagt.

Die Waſſer der Welt

Der Himmel wurde zum wütenden Bach,
Wildwaſſer ſtürzt allen Wegen nach.
Der Regenlärm laut die Stunden ſchilt,
Sturzwaſſer aus Wolke und Acker quillt.

Doch von unſern Herzſchlägen, den raſchen,
Kann nie der Regen die Spuren verwaſchen,
Und die Stunden, die ſich warm zu uns legen,
Können die Waſſer der Welt nicht fortbewegen.

Sommernacht

Es zieht uns durch die Sommernacht,
Wo der Mond, wie ein weißer Hirsch, entflieht
Durch grüner Wolken fliegende Matten,
Und sein Silberschatten im Fluß aufsieht.
Es zieht uns durch die gedämpfte Nacht,
Wo der Glühwurm seinen Irrweg macht,
Wo, nach den Gewittern, mit bittern Gasen
Das Heu naß brütet am dunkeln Rasen.
Und wo, gleich den Splittern Deiner Gedanken,
Leuchtkäfer, gleich Flittern, im Boden versanken.

Und von der Aue der Nacht angezogen,
Sind wir übers graue Weltende geflogen
Und haben den Sand aus den Augen verloren,
Grund unter den Füßen, das Wort aus den Ohren.
Und blieben doch immer noch rund im Land,
Wo der Stunden Gewitter sich schnell verschieben,
Und wo Dein Gesicht, wie der Mond voll Brand,
Und ein einzelner Stern am Gartengitter,
Von Nacht zu Nacht, mir gern verspricht
Deines Blutes warmes Gewicht.

Wohltuend iſt der graue Tag

Wohltuend iſt der graue Tag,
Welcher ruhend in die Sommerwochen fällt,
Wenn ſich die Wolke, unterm Stundenſchlag,
Arm in Arm zur Wolke hält.

Kühle ſtreicht um meinen Hals,
Fühle wie der Sommer bleicht.
Jeder Acker, mit der Erde braunen Schlacken,
Unterm Regen einem Grabhauf gleicht.

Nach des Kornes üppigem Gewühle,
Starren jetzt die Stoppeln unverlegen,
Und der Garben Wucht fuhr zur Mühle.
Wind und Zeit und Frucht muß ſich bewegen.

Dein wandernd Haus

Sieh hinaus, wohin wandert Dein Haus?
An den Fenstern zieht der Wolken verflüchtend Gewimmel,
Als wandert Dein Haus vorbei am beweglichen Himmel;
Als wandert Dein Haus querfeldein in die gebräunten Ährenfelder,
Über die wallenden Linien der Flüsse, über die ungezähmten Wälder,
Und in Dein wandernd Haus sieht der wandelnde Himmel herein.
Sagst, Dein Haus sucht das Ende der Tage, sucht wolkenberändert
Nach dem Baum, an dem sich kein Blatt mehr verändert.
Und denke Dir aus, Dein Haus bliebe stehen!
Die Tage würden nicht mehr, wie Goldschaum
Leicht sich ablösend, an seinen Wänden fortgehen;
Dein Haus bliebe, ohne zu schallen, am Abgrund vom toten Raum;
Der Sommer ließe sich immer steifgrün durch die Fenster ansehen;
Kein Blatt würde fallen, kein kühn Ereignis geschehen,
Kein Hunger Dich würgen, keine Träne Dich anflehen; —

Glaub mir, Du jagteſt die Ruhe aus Deinem Haus.
Du ſehnteſt Dich nach dem Herbſtgeſaus,
Nach Schatten der Zeit, nach der Winterbitterkeit,
Nach dem rüttelnden Streit der Taten und vielem andern.
Und von der ſchüttelnden Sehnſucht, die Du verflucht,
Käme Dein Haus von neuem ins Wandern.

Nacht bläſt die ſieben Farben aus

Nacht bläſt die ſieben Farben alle aus.
Schwarz liegt der Klee, das Korn, das Gras,
Schwarz liegt der Roſengarten bei dem Haus.
Die Schar der Äpfel, die im Baum rot ſaß,
Iſt wie aus Kohlen nur ein ſchwarzer Strauß,
Und alle Luſt ſcheint aus der Welt geſtohlen.
Nur Schatten ſich zu Schatten hält,
Kein Weg will mehr die Ferne holen,
Zu Aſche jeder Meilenſtein zerfällt.
Zum Himmel kamen her die winzigen Sterne,
Wie Samen neuer Tage, der ſich nächtlich ſät;
Ein Lichterfeld unendlich angefacht, das keiner je gemäht;
So wie mir Leidenſchaft des Blutes aufrecht ſteht
Für Dein Blut, welchem nie, bei Tag und Nacht,
Die rote Farbe grau vergeht.

Gartenwelt

Der offene Mohn erhellt die Gartenwelt verwundert,
Die Morgenſonne fällt durch feuerrote Kreſſenblüten,
Und Schmetterlinge, all die hundert weißen, ſtummen,
Auf heiße Blumen hingeſtellt, als ob ſie brüten.
Gleich Bienenſtöcken alle Bäume brummen,
Sie wachſen ihre krummen Wege in die Luft.
Sie blähen ſich, gleich grünen Weiberröcken,
Und ſtehen doch gedankengroß auf ihren Pflöcken;
Wohnen zur Hälfte lichtlos in der Gruft,
Lebend begraben mit den Wurzelſtöcken.
Und ſind bewegt, aufwiegelnd anzuſehen,
Die blanken Kronen in der Freiheit ſpiegelnd,
Indes die trägen Wurzeln dunkel gehen
Und ſich im Erdſchacht bei den Würmern regen.
Die Bäume legen uns, von drunten aus der Nacht,
Den Schatten hin, den ſchwarzen, ſchrägen,
Und haben Kühle mit heraufgebracht
Aus ihren unterirdiſchen Wurzelwegen.
Wie Frohgefühle ſtehen ſie beim Tagesgeiſte
Und graben tief nach unentdeckten Quellen,
Und ſind erhaben Leidenſchaften, himmeldreiſte,
Die ſich errichten über Erdenzellen.

Hinſtellen über dem Gewürm
Der Blätter rauſchendes Getürm
Und füllen ihre Bruſt, enthüllen unbewußt
Sich Dunkelm und dem Hellen.
Sind offene Käfige, drin Vogelherzen dichten,
Und ſtecken mit den Füßen in der Erde Schmerzen
Und decken mit den Kronen ihrer Erde Trubel,
Indeſſen Liederjubel ſie beſchwichten.

Das macht den Garten mehr als einen grünen Tiſch,
Daß unterirdiſch Baum und Blumen ſich erleben,
Und nicht nur wie im Raum, als bunter Wolkenwiſch,
Die Gärten farbig vor den Augen ſchweben.
Daß ſie, wie ohne Schranken, verſenken und erheben,
Friſch wie Gedanken und Gefühl,
Und wie der Liebſten kühl und hitziges Gemiſch.

Vorm Springbrunnenſtrahl

Der Sommer brennt nicht mehr auf meine Haut,
Ich habe viel zu lang in die Ferne geſchaut,
Daß mich das nächſte Gartenbeet nicht mehr kennt,
Und mich der alte Buxbaum ſchon Fremdling nennt.
Wie der Strahl des Springbrunnen ſprang ich einmal
Hinein in den luftblauen Sommerſaal.
Und fiel zurück und ſprang von neuem auf gut Glück,
Wie ein ſpringender Baum in der Bäume Zahl;
Und ſprang doch nur täglich dasſelbe Stück,
Wie der Springbrunnenſtrahl, immer hoch und zurück.

Ich ſtehe noch immer am ſelben Teich,
Ringsum ſommert dunkel das Blätterreich.
Viele Sommer ſtreiften ab ihre grünen Häute;
Doch der Springbrunnen tanzt noch für die gaffenden Leute,
Und die gelben Fiſche ſchwimmen noch ihren Schatten nach
Und wedeln drunten in ihrem glashellen Gemach.
Mir iſt, ich ſtehe ſeit meiner erſten Lebensſtund'
Hier am durchſichtigen Teich und ſehe zum Grund,
Bald zur Höhe ins Kahle, und bald in die flache Waſſerſchale;
Indeſſen mein Blut verbrauſt, gleich dem ſcharfen Strahle,

Der aus der Erde ſauſt und ſich losreißt, als ein ſchäumender Geiſt,
Und dem doch nie gelingt, daß er vom Platz fortſpringt;
Der ſeinen Satz hinſingt mit neuem Munde, immer wieder heftig und kurz,
Und nichts der Höhe abringt, als jede Sekunde ſeinen eigenen Sturz.

Flug der Vögel

Die Vögel verkörpern der Seele Traum,
Sie werfen sich frisch hinein in den Raum,
Sie folgen der Lust, unirdisch zu sein,
Und sind doch nur Erde, wie ein geworfener Stein.
Aber sie stürzen der Sehnsucht hinterdrein
Und zeigen der Freude schwunghafte Gebärde
Und sind dabei wie winzige Geigen,
Die singend im Himmel hängen
Über den getupften Wiesen und Engen
Und nur zum Sterben niedersteigen.
Der Flug der Vögel läßt Bäche stillstehen.
Wenn Vögel eilen, fließen Flüsse zurück,
Wolken müssen verweilen, keine Zeit kann vergehen.
Der Vögel Sehnsucht springt gradaus die kürzeste Brück',
Welche je ein Menschenauge gesehen.
Der Vögel Völklein verschwinden, erscheinen
Und sind überall und nirgends zu finden,
Wie die Wölklein, die sich nicht an die Wirklichkeit binden.
Die Singvögel haben niemals Zeit, wollen nie faul an der Erde liegen.
Haben sie sich müde verstiegen, sitzen sie still
Und lassen übermütige Liebeslieder fliegen.

Und ſteigen die Singer auf unter Lachen,
Läßt ſelbſt ihr Schatten die Erde los,
Als verſchlingt ſie das Feuer, der Sonnendrachen.
Jede Lerche körperlos in ihr Lied eindringt;
Geſang geworden, wächſt ihr Herzdrang ungeheuer,
Bis ſie den Erdkreis der Felderrunde umſchlingt.
O Menſch, nur Deine Liebesſtunde von gleicher Seligkeit weiß.
Verliebt, biſt Du, wie der Vogel zum Flug bereit,
Mit einem unermeßlichen Lied im Munde,
Und der kürzeſte Weg durch die Luft ſcheint Dir dann noch weit.

Drei Blitze

Schweißtücher der Schnitterinnen in tiefen Ährenbetten,
Das laute Raufen der Senſen in fetten Feldern drinnen,
Das Klirren von Deichſelketten und kurzes Pferdeſchnaufen,
Und bei den blitzenden Stoppeln die toten Garbenhaufen.
Unter der Abendſonne, der hitzenden und braunroten,
Ziehen Gewitter herauf, wie Rauch aus Schmieden und Schloten.
Der Schierling dunſtet bitter, und alle Pflanzen ſieden,
Der Wolken ſchleppender Bauch berſtet auf allen Rieden.
Drei Blitze, drei Mordgeſellen, ſchnellen wie Wahnſinn hervor,
Als ob Dir der Himmel drei Schwüre, in dreifacher Leidenſchaft, ſchwor.

Es ſind nicht die Wunden, die uns müde machen

Es ſind nicht die Wunden, die uns müde machen,
Nicht der Jahre Meilen, die Du abgefunden,
Nicht Vergangenheit, darinnen unſer Lachen,
Feierlichkeit und die Taten hingeſchwunden.
Es ſind unſre Freuden, die uns in den Händen
jäh erſtarrten,
Die nicht ausharrten, gleich den Himmelswänden,
Die wie Bäume, roh entwurzelt, in dem Garten
An dem Boden liegen und verenden
Und die Träume nicht mehr ſorglos wiegen.

Bäume laſſen plötzlich alle Blätter fliegen,
Stehen nackt, wie Galgen, an den leeren Gaſſen.
Nebel balgen ſich, wo vorher Vögel ſingend ſaßen,
Stümpfe, kreuz und quer, ringend mit den Stürmen,
Bis ſie ſtürzen, gleich gefällten Türmen.

So ſind unſere Freuden, die ſich tanzend ſchürzen,
Und wie Henker täglich uns um Köpfe kürzen.

Mondaufgang

Die Nachtſtunde wurde vom Mond erlöſt.
Der entſtieg mit offenem Munde
Dem finſtern Tal und der finſtern Bergrunde
Und glich einem Staunenden über einem geheimnis-
vollen Funde.
Sein Haupt ſtand auf als ein Horn,
Das ein Loch in die Wand ſtößt.
Der Himmelbogen war ſein Joch,
Unter dem der Mond fortkroch,
Als pflügt ein Stier im Gedorn.
Und weder das Feld voll Auguſtkorn,
Noch das Haus, noch der Garten,
Nichts war bei Dir und bei mir,
Als ob uns alle verließen, um den goldenen Stier
zu erwarten.
Es war um uns nur aus Finſterniſſen ein Strauß,
Und ſelbſt unſern Kleidern gingen die Farben aus,
Als ob alle Dinge an einer blinden Sehnſucht
ſtarben,
Und wir beide, wie verflucht, im Dunkel ſaßen,
Aber fühlten uns doch nicht verlaſſen.
Und der angebrochene Mond, der nicht leuchten kann,
Der ging über uns hin und rührte uns nicht an.
Und jeder ſpürte nur der Zeit nagenden Zahn
Und in der Dunkelheit ihren Blick, den vielſagenden.

Die Stunden

Es kommen die Stunden und ſchlagen Wunden
Und reichen den Weinkrug in vollen Runden
Und ſchleichen ums Haus, tragen Menſchen heraus,
Verjagen die Fliegen, müſſen Kindlein wiegen,
Fangen ſich Grillen, wie die Katze die Maus,
Hüpfen ohn' Willen und ſtoßen wie Ziegen
Und reiten ſtampfend auf mannshohen Roſſen
Und entgleiten lautlos, wie Fiſche auf Floſſen,
Sind, wie Nebel verdampfend,
Ein ſpiegelndes Luftſchloß.
Die Stunden umkrampfend,
Sitzt Du ihnen im Schoß.
Doch eine wird über alle groß,
Die eine gibt Dir den Todesſtoß,
Und alle, die Du geliebt, laſſen Dich los.
Nur Deine Liebesſtunde Dich nicht freigibt,
Und kein Todesſtoß ſie zur Seite ſchiebt.

Schloßherrin

Die Maske der Sonne zog über durchlohte Ähren,
Wurde eine blutrote Nelke über dem Walde
Und flog entgegen ihrem abendlichen Tode.
Dämmerung riß den Tag ein über der Halde,
Nur der Mehlgeschmack künftiger Brote blieb
Und lag auf den Ähren, wo Mücke bei Mücke hintrieb.
In dem grauen Tal war das Korn gebreitet in lautlosen Meeren,
Deine bloßen Hände leuchteten neben den Kornspeeren,
Und Deine Finger strichen über der Felder strohene Wände,
Wie eine Blinde, die hinwandert am lichtlosen Gelände.
Als befühltest Du Linnen und fühltest Dich daran über Deinem Spinde,
Ließest die Ähren wie Bachwasser durch die Finger rinnen,
Und hinter Dir gingen die Sterne zu Hauf, wie Dein Gesinde,
Hoben Deine Gedanken auf und bauten eines Luftschlosses Zinnen,
Drinnen ich Dich als Schloßherrin wiederfinde.

Die Schlafende unterm Nußbaum

Der grüne Nußbaum, mit den grünen Nüſſen,
Steht ausgebreitet in dem Sommerraum,
Mit ſeinen Blätterſchirmen rund geweitet,
Die lautlos Deinen Schlaf behüten müſſen.
Und nur der Wolke dunſtiger Schaum
Begleitet in die Ferne Deinen Traum.
Still, wie geſtorben, liegſt Du in dem Blätterhaus,
Und draußen trocknet Heu im Sonnenſchein,
Es ſchläft das ſtille Heu ſich mit Dir aus;
Es dörren drinnen Blumen falb und klein,
Sie wurden all' von Hitze ganz von Sinnen
Und ſtarben alle unterm Sichelblitze.
Sie ließen ſich vom Tode minnen
Und fielen um auf ihrem grünen Sitze,
Schloſſen, wie Du, die helle Augenritze
Und liegen da mit ſtillen Rumpfen,
Wie Du im Schlaf, im dumpfen,
Unter den Nußbaum Deinen Leib gelegt,
Indes Dein Traum allein Dein Herz bewegt
Und mit der Wolke hinzieht an der Erde Saum. —
Tote und Schlafende, ſie ſind unendlich,
Sind kaum noch Schaum im Weltenraum,
Doch iſt der Schlaf nur wie vom Tod der Flaum.

Schatten der Schmetterlinge

Schatten der Schmetterlinge ſpielen am Fenſter vorbei.

Groß ſind ſelbſt die kleinſten Dinge,
Löſt Du ſie vom Alltag frei.
Auch der Roſt an der Meſſerklinge
Und der kleinen fliegenden Ameiſe Schwinge
Reden laut vom Weltenfleiße.
Tat bei Tat ſchafft Blatt bei Blatt.
Singt im Buſch die kleinſte Meiſe,
Kommt die Sehnſucht ins Geleiſe,
Sehnſucht, die ein gläſern Auge
Und ein hinkend Holzbein hat.

Stetig rücken alle Sterne

Sterne, die im Baum zur Nacht erſchienen,
Rücken ſich für Augenblicke aus der Ferne,
Wie die Blicke, die aus Deinen Mienen
Mir aus Deinem Blut entgegenblitzen,
Die, wie reifer Äpfel ſchwarze Kerne,
Mir im tiefen ſüßen Fleiſche ſitzen.

Stetig rücken alle Sterne fort, die runden.
Wo ſie eben an des Blattes Rand, wie Feuerlunten,
Hoch im Baum noch hell im Blicke ſchweben,
Seh ich mich, von Dunkelheit umgeben;
Schließ ich nur die Augen für Sekunden,
Iſt der Stern ſchon in dem Baum verſchwunden.
Nie kann Luſt allein dem Aug' ankleben.
Habe mich oft einſamer gefunden
Wie ein Mönch in ſeiner Kloſterkammer.
Ach, es kleiden ſich genau die Stunden
Blau in Luſt und grau in Jammer.

Herdrune

Du kniest am Herd, die Flamme schießt,
Du bist nicht Fleisch, Du bist nicht Erd'.
Die Flamme bäumt sich, wie Dein Pferd.
Bist nicht bloß Licht, bist nicht bloß Schein,
Du bist die Lust, die Lust begehrt.

Wer hockt am Herd? Die Flamme stockt.
Warst Wunsch, von Wünschen angelockt.
Ihr sitzt im Kreis und habt nicht Sinn.
Die Flamme fuhr, wer weiß, wohin?

Geiſt der Zauberei

Sage mir, wie Du auch heißt, täglich Wunder,
Ob nicht Geiſt der Zauberei jeden Ackerweg umkreiſt.

Im geperlten grünen Hafer ſitzt der Mohn rot
und dreiſt,
Brennt am hellen Tag, wie entflammter Zunder;
Mohn, der wütend ſeine Träume ſchenkt
Und die Mauern einſtürzt aller Räume,
Daß der Weg im Schlaf ſich kürzt und Dein Blut
ſich lenkt,
Dem ins Blut, der hochrot an Dich denkt.

Klee und Wolfsmilch blüh'n ſich tot,
Gift und Honig ſtehn im Felde, Luſt und Weh,
Überall Dir Tod und Leben, Mark und Galle droht.
Ach, der Wind geſchwind ſich weiterſehnt,
Hinterm Wald neue Wälder ſich verheißt,
Wolken, wie die Federn, leicht zerſchleißt,
Daß ſich keine Wolke an dem großen Blau anlehnt.
Wolken ziehn hinaus, Wallfahrer im richtungs-
loſen Raum,
Wallende hinter jedem Traum, ohne Fuß und
Haus;
Aber werfen Feuer plötzlich aus zum Gruß;
Sind nicht Schaum, fluchen donnernd mit Genuß.

Wenn ſie leidenſchaftlich ihre Liebeswege ſuchen,
Blitz um Blitz den Wolken leuchten muß.
Ruh' und Licht und Finſternis haben keinen feſten Sitz.
Hat der Tag ſich wetterleuchtend umgebracht,
Hockt noch in der Nacht, der ſchwülen,
Dunkler Wünſche unſichtbare Fracht.
Wünſche müſſen ſich durch Fernen wühlen
Zu den Sternen, die auf ewigen Stühlen raſten
Und mit ihrem alten Strahl Schlafloſem nachfühlen,
Als ob blinde Könige zitternd von den Thronen taſten
Mit den Zeptern, den metall'nen, kühlen.
Und ſie teilen aus die Zeit und Zonen,
Lohnen Deine Arbeit mit Vergänglichkeit.
Sie durchſtoßen Deinen Himmel, drin ſie wohnen,
Wenn ſie oft auf feuerigen Roſſen
Ungebändigt durch den Nachtraum ſchoſſen.
Haben unverhofft auch Erfüllung eingehändigt
Wünſchen unterm nächſten Buchenbaum,
Wünſchen, die ſich wie die Knaben dann verfluchen.
Brauchſt den Zauber kaum ſo weit zu ſuchen,
Nicht im Goldpapierſchaum heller Sternennächte,
Nur ſo kurz Du Deinen Atem hauchſt
Und Dein Augenlicht im Graſe untertauchſt.
Sieh, ein Glühwurm mit dem Lichtgeſicht
Schwärmt dort ohn' Gewicht an der dunkeln Straße.

Mancher Wunſch darf nachts nur funkeln,
Naht ſich abgehärmt, naht ſich dicht,
Wie ein letzter Tropfen aus dem leeren Faſſe.
Achte auf die große Weltgebärde.
Schau! es reihen ſich, wie Jahresringe,
Stolz die Ketten viele Wunderdinge,
Erde wird zu Holz, und Holz zu Erde.
Neue Bäume rauſchen an der Straße
Mit der Blätterlungen ſcheuer Maſſe.
Weißt Du je, wohin Dein Blut geſprungen?
Konnte je ein Menſch ſein Herz belauſchen,
Drin die Liebe wandert mit dem Haſſe?
Wünſche tönen prächtig, die ſich bauſchen,
Stunden übernächtig, die Dich höhnen,
Ohnmächtig mußt Du der Ohnmacht frönen.
Wie die Uhrenzeiger in den Uhrgehäuſen,
Drehen ſich die Jahre auf den Fluren,
Und, wie Igel hinter grauen Mäuſen,
Jagen unterm ſtarren Stachelhaare
Deine Sorgen nach der Sorgen Spuren.
Wie die Seidenſpinner ſpinnen ſie ihr Haus,
Aber können nicht dem Lichte mehr entrinnen,
Stürzen nachts noch auf die Lampen ohn' Beſinnen.
Und die Flamme muß die Flügel kürzen.
Glaubten, große Feuer zu gewinnen,
Doch das Licht wird oft zum Ungeheuer.
Wärme läßt ſich gern umminnen,

Aber Licht entfeſſelt der Gedanken Schwärme,
Und Gedanken ſtoßen Dolche in die Därme.
Molche, die in bloßen Taſchen Junge tragen,
Sind die Sorgen, die am Weg ſich jagen.
Nimmerſatt haſchen ſich die Freuden und die ungeduldigen Sorgen.
Wünſche machen Schulden aus dem Überfluß,
Jeder Wunſch muß von der Zukunft borgen.

Jahre und Jahrtauſend brachen ſich die Rippen,
Und die Zunft und Sippen ſprachen weiſe Worte,
Mancher biß die Zähne in die blutigen Lippen.
Jeden Morgen ſchüttelt eine volle Sonne ihre Mähne,
Jeden Abend aber ſinkt die tolle hin, wie aller Ohnmacht Träne,
Und der rote Erdſpalt trinkt das Tote.

Brünſtig ballt ſich unterm Mondſchein der Holunder,
Sein und mein Blut einen Zauberer ſpeiſt. —
Sage mir, Gewalt, wie Du auch heißt, täglich Wunder,
Ob nicht Geiſt der Zauberei jeden Ackerweg umkreiſt.

Wenn wir lieben

Wenn wir lieben, ſind wir zeitlos,
Liegen bei den tiefſten Feuern,
Sehen dann von Ferne bloß,
Daß die Lebensſtunden ſich erneuern.

Werden wie die Gottheit groß,
Fühlend in die Höhen, Tiefen, Breiten,
Wiſſend alles, was vorüberfloß
An den Quellen der Unendlichkeiten.

Wiſſend, liebend jed' Geſchehen,
Mitgenießend alles, was die Welt genoß,
Sehend, ohne mit dem Aug' zu ſehen,
Untergehend und beſtehend Schoß im Schoß.

Die Liebe

Ach, gibt es ein göttlicher Weh als die Liebe,
Gibt es ein köſtlicher Glück als ihr Leid,
Streift ſie auch nur mit dem Finger Dein Kleid
Mitten im ſinnloſen Straßengetriebe!

Liebe fühlt fein, wie ein Nackter im Graſe,
Liebe im Aug' ſieht den Winter noch grün,
Macht auch den Waffenloſen todkühn
Und trutzig Dein Herz zum Prellſtein der Straße.

Mehr als die Weiſen kann Liebe begreifen,
Liebe gibt tauſend Glühlampen dem Geiſt,
Liebe hat alle Sternbahnen bereiſt,
Liebe iſt rund um das Weltall ein Reifen.

Mit dem Liebe gerungen, der nur iſt Ringer;
Wer um Liebe gelitten, der nur hat Ruhm;
Wer die Liebe verſchwiegen, der nur war ſtumm;
Wer aus Liebe geſungen, der nur war Singer.

Vergänglichkeit

Nun ſpinnen ſich die Tage ein,
Nicht einer will mehr freundlich ſein,
Sie müſſen ſich alle beſinnen
Auf eine Hand voll Sonnenſchein
Und gehen dürftig von hinnen,
Wie Waſſer im Sande verrinnen.

Die Menſchen wandern hinterdrein,
Still einzeln, oder ſtill zu zwein,
Und ſehen die Blätter verfliegen
In alle vier Wände hinein.
Sie möchten im Sonnenſchein liegen
Und müſſen ſich fröſtelnd ſchmiegen.

So war es tauſend Jahr und mehr,
Mit Blindheit kommt der Herbſt daher.
Gern will ihn keiner ſehen,
Er macht ja alle Wege leer.
Er muß zur Seite gehen
Und muß um Mitleid flehen.

Und ſo geht's tauſend Jahre fort.
Vergänglichkeit, Du müdes Wort,
Du löſeſt ab die Tage;
Du duldeſt weder Zeit noch Ort,
Machſt Wirklichkeit zur Sage,
Den Liebesrauſch zur Klage.

Weltſpuk

Wir erſtiegen, im Abenddunkel, Steinwege nach Weſten,
Sahen den Himmel wie einen Spiegelſaal liegen,
Und die Sterne erſchienen im grünlichen Queckſilbergefunkel,
Wie ein Gewimmel metalliſcher Fliegen.

Eine ſchwarze Wolke, wie Tinte ausgegoſſen,
Stand vor dem Glanz, wie ein Fiſch mit düſtern Floſſen;
Und der Milchſtraße glitzernder Drachenſchwanz
Schleifte nach ſich eine verwilderte Lichtermaſſe,
Daß unſer Verſtand fortſchweifte und ſich die Worte verwiſchten
Und klangen, wie ein dünner Hammer auf hohlem Faſſe.

Wir gingen über die Hügel unter den Ländern der Abendwolke,
Gleichwie in kümmerlichen Gewändern und gleich blinden Verirrten,
Verbrüdert mit dem Erdreich und dem Fledermausvolke,
Deren Flügel uns zur Seite ſchwirrten.

Der Steinweg kletterte in die dunkle Feldseite,
In das Maul des Himmels, das weit aufgerissen,
Als lagen Titanen dort ohne Gewissen
Mit den alten Manen der Götter im Streite.
Ein mächtiger Stern, hell geschleudert von unsicht-
baren Gestalten,
Fiel voll Hitze grell und mußte dunkel erkalten.
Wir standen in seinem Lichtblitze auf der Erde Kruste
Und versanken, wie der Stern, ins Unbewußte.
Wir bestaunten das Leben wie eine große Kinder-
puppe
Und erwarteten einen Schrei der Sternengruppe,
Aus deren Mitte sich einer zu Tode fiel.
Doch lautlos und einerlei
Trieb die Nacht ihr verwegen Spiel,
Verbrannte Welten, wie eines armen Menschen
Hirn und Haus,
Und rannte alte Sterne um und teilte neue Sterne
aus.

Meſſina im Mörſer

Epiſches Gedicht

Aus meinen Gedanken der Groll nur ſchwer flieht,
Seht, die Erde geriet ins Wanken, die uns tragen ſoll.
Ihre Steine wurden lebendig, wie wilde Pferde, und toll,
Daß die Welt ihre Gräber weit aufſpringen ſieht
Und Schlafende und Wachende, als Staub, in den Staub zieht.

Aus einer Stadt wurde ſchnell ein Skelett, das will kippen.
Das Meer ſchoß groß von der Stell' und machte ſich an Menſchen fett.
Die geordneten Straßen zerbiß es zu Höhlen und Klippen;
Und manches Meerſchiff warf es ans Land, wie ein Brett.
Ein tauſendfacher Schrei aufſtand, der jetzt ewig dort Hilfe ruft;
Jedes Haus brüllte als Maſſengrab, jede Gaſſe als Maſſengruft.
Und nie mehr ſchweigt dort die Luft, auch wenn ſie ſich ſtill zeigt,
Dort, wo endlos ein unendlicher Schmerz auf der geſpannteſten Saite geigt.

Wer ſchüttete über unſere Geſichter dieſe Tränen ohne Mut?

Wer tat eine Stadt in den Mörſer mit Wutgebärde?
Wer zerſtampfte ſchlafende Menſchen zu Mehl und Blut?
Iſt es dieſelbe, die uns wohl tut, dieſelbe Erde?

Wir erwachen und ſehen die Wände ſich ſpalten,
Die Sterne, die blauen, erſcheinen, wir ſchauen in einen Rachen.
Wir ſtürzen, und die Hände, an die wir uns halten,
Werden Knöchel eines Toten, daß wir wahnſinnig lachen,
Und unſer Gelächter endet im Schmerzgeröchel.
Die Erde ſelbſt ſpielt den blutigen Schächter,
Und das viele Blut weiß nicht, wohin es will.
Die Sonne erſcheint, aber wer weiß, was ſie tut?
Die unter den Steinen liegen jetzt totenſtill.
Glaubt die Sonne, die Toten wurden gerechter?
Die Sonne beklag' ich, wenn ſie zu richten meint.
Ein ewiger Tag iſt an ihre Scheibe gemauert,
Daß man die Sonne erſtaunt anweint,
Die troſtloſe, die ewig glückſelig weiterſcheint.

Von der mütterlichen Erde zertreten, daß die Menſchheit erſchauert,
Nicht länger als ein Vaterunſer dauert. ſtarb eine Stadt.

Lebewohl, Meſſina! Du ſei von allen Städten betrauert.
Lebewohl, Meſſina! Du, die wie wir auf die Erde vertraut hat.

Nicht beſchwichtigen kann die Morgenſonne im Höherſteigen,
Sie will dem Schrecken den Weg hell zeigen.
Sie läßt Rauch und Feuer das Blut belecken
Und will ein neues Ungeheuer, das Tagesgrauen, erwecken.

Sieh, die toteſten Dinge haben ſich als Folterknechte aufgeſtellt,
Spielen noch ihr Totenſpiel, als die Sonne ihr Licht hinhält.
Es hat ein Balkongitter ſich zur Kralle verwandelt,
Wurde meuchlings zur Menſchenfalle, hat zugegriffen und wie lebend gehandelt.
Es wurde zum Eiſenungeheuer, hält am Fuß eingezwängt ein junges Mädchen ſchwebend,
Die hängt kopfüber herab am Gemäuer, wie an krummer Gabel über dem Feuer.
Sie fegt die Luft mit den Haaren, wie ein Pendel bewegt,
Und gleichmäßig ihr Kopf an die Mauer anſchlägt.
Ihr Geſchrei gellt, als will ſie die Totenſcharen, die zerſchellt ſind, aufwecken,

Die nackten Toten, die im roten Straßenpflaſter ſtecken.
Hinauf reicht niemand zu ihr, die Kopfüberhängende befreit keine Hand,
Bis ſie nach Stunden, als kalte Maſſe, todſtill wie die Gaſſe ſtand.
Der verrenkte Balkon im Morgenlicht ſich grauſig als Grimaſſe aus Eiſen gefiel.
Denn alle ſonſt toten Dinge waren Dämonen geworden
Und ſpielten ohne Verſchonen ein Totenſpiel.

Sonne! Kehrſt Du nicht um? Kehr' zurück nach Oſten!
Wieviel Seufzer muß Dich Dein Morgenweg heute koſten.

Sieh, das rote Menſchenblut kommt breit gegangen, wie aus Blut eine Sündflut.
Es rennt im weißen Kalk, ſtumm wie viele rote Schlangen, an den Wänden herum
Und ſieht ſich mit langen Fangarmen auf den Haustrümmern um.
Man könnte wähnen, es trieft nach der Menſchenjagd den Steinungeheuern Blut aus den Mähnen.
Die zerriſſenen Häuſer, die gleich Mäulern gähnen, zeigen gerötetes Balkenwerk gleich blutigen Stoßzähnen.
Und es irren die Blutſtröme vogelfrei, wie auf Schlachttiſchen, auf die Gaſſen;

Vielerlei Blute miſchen ſich, auch die Blute, die ſich haſſen.
Und Blut, das im Leben nie geruht, ſich auch im Tode keinen Einhalt tut,
Will hinſtreben zum Leben, das ihm Liebe gegeben,
Und nach der Mutter ſucht Kinderblut.
Ein Weib, vom Schutt halb bedeckt, auf den Rücken geſtreckt, unter Balkengewalt,
Liegt mit roter Maske im weißen Kalk, vom Blut rot bemalt,
Unter warmen Blutbächen, die über ihr aus zerborſtener Zimmerdecke brechen.
Das Blut rennt immer noch heißer herbei, immer geſchwinder, als will's zu ihr ſprechen,
Das Blut ihrer ſterbenden Kinder, das zur Mutter hin will, auf die Mutter herab
Und dem Weib ins Geſicht. Ein jeder Tropfen ihr Abſchied gab,
Bis ſie allmählich dann fühlt, daß das Blut ſich kühlt,
Und ſein Strom wird ſchwach, aber ſteht noch nicht ſtill.
Und der Söhne Blut hat, noch kalt nach Stunden,
Den Weg ins Geſicht der Mutter gefunden.

Und Du, Sonne, gehſt golden und jung wie immer
Durch die dachloſen, blutgetränkten Zimmer!
Die ſind aufgebrochen wie hohle Nußgehäuſe,

Und drinnen liegen bei verwelkten Menſchen noch
unverwelkte Blumenſträuße.
Du, Sonne, ſiehſt Geretteten nach, aber kannſt die
nicht mehr locken,
Die als Wahnſinnige auf verkohlten Balken wie
Geſpenſter hocken.
Nacht nicht und kein Taglicht kann die mehr kümmern.
Die ſind nur noch Schatten und ſuchen Menſchen
unter den Trümmern.
Sonne, Du kannſt dieſe Geſichter nicht mehr be-
glänzen mit Deinem Brand.
Du fällſt aus ihren Mienen heute ab wie der
rieſelnde Sand.
Dieſe Geſtalten werden nie mehr hell in Deinem
alten Licht erſcheinen.
Sonne, warum lernſt Du vor dieſen nicht heute
das Weinen.
O Sonne, ſollen Dich Menſchen noch lieben, mußt
Du Dich heute umnachten,
Mußt Du, wie ein Menſchenauge, dieſe Stadt
durch Tränen betrachten.

. . . Und die Sonne ging unter. Und Sturzregen
fiel über Regen.
Sieben Tage beweinte der Himmel Meſſina auf
den zertrümmerten Wegen.
Und draußen das Meer gab langſam die Toten
wieder her.

Aber drinnen die Stadt blieb totenleer, soviel auch
mancher hineingerufen hat.
Es fragten nur kreuz und quer die Stein-
haufen:
Wer ruft? Wer will mit uns raufen?
Dann kamen die Helferscharen mit Bahren, mit
Verbänden gelaufen.
Aber wer fand vor dieser Hydra von Unglück in
seinen Händen ein Retten,
Auf diesen Stätten, wo immer ein Töten hinter
dem andern Töten aufstand,
Ein Verstümmeln, ein Ersaufen, ein Verbrennen,
Stück um Stück,
Daß die Pestgerüche der Kadaver fortrennen, wie
stinkende Boten, über das Land
Und melden: Hier ist Totsein, Glück und Weiter-
leben ein Unverstand.

Die Sonne kam wieder und hat ihren Weg nicht
unterbrochen.
Sie geht über Balken, die zerschlugen einem jungen
Weib Glieder und Rückgratknochen,
Und unter Gegreine ist von der toten Brust der
Säugling fortgekrochen.
Der rutscht herum und tappt, wie im Dunkel, im
Sonnenscheine
Hin zu den Bächen voll Blut, und Pflastersteine
säugen das Kind.

Steine ſäugen mit Blut, als ob da Bäche voll Muttermilch ſind,
Als ob der Kindermund an lebenden Brüſten ruht.
Und das Kindlein ſchläft ein, genährt und geſättigt vom blutenden Stein.

Du, Sonne, Du ſollteſt heute ein blinder Totenkopf ſein,
Ohne Augen, aus Knochen eine Klippe bloß,
Daß ſich Dein Licht nicht geſchändet und machtlos fühlt,
Wenn vor ſeinem Angeſicht ſo viel Menſchenwärme an einem Tag endet und verkühlt
Und eine ganze Stadt voll Därme und Gerippe zum Himmel hinſteht;
Wo ein einziger Augenblick ſo viel Unſchuld erſchlagen hat, daß aller Menſchenmut vergeht.

O daß Deine Mittagsſcheibe ſich nicht wendet und dunkel werden mag!
Ungeheuerliche Sonne, haſt Du kein Herz im Leibe für dieſen grimmigen Sterbetag?
Du willſt nur weitergehen wie immer, ſorglos und heiter;
Magſt niemand beiſtehen, biſt nur des Unglücks lachender Begleiter!
Du begegneſt einem dort, der irrt ſchon acht Tage durch zerbrochene Kammern.

Er wird nicht von Hunger, Schlaf und nicht vom Verweſungsgeſtank verwirrt.
Er behorcht jene Mauern, in die ſeine ſchlafende Braut verſank.
Er muß ſich an Leichen, als wären ſie Freunde, anklammern.
Manchmal glaubt er, daß er die Liebſte hört, daß ihr Lachen girrt,
Aber es ruft aus der Mauernſtille nur ſein Wunſch und Gedank.
Endlich, am neunten Tage, fällt er um und ſchläft ein.
Doch ſeine Sehnſucht nicht mit in den Schlaf verſank,
Und ein Traum führt ihn in Ruinen hinein,
Zeigt ihm das Verſteck und die Braut.
Und er erwacht, geht hin in der Nacht
Und hat ſeinem Mädchen das Leben gebracht.
Du, Sonne, haſt nicht geleuchtet dabei!
Der Verliebte hat durch die Nacht geſchaut.
Du, die uns immer ein ganzes Leben voll Licht verſpricht,
Du ſcheinſt tags, aber warum erleuchteſt Du die Nächte der Elenden nicht?

In den Straßen der Reichen, die Dir, Sonne, an Glanz gern gleichen,
Liegen zweier Fürſtinnen halbnackte und verſtümmelte Leichen.

Nur ihre gestickten Kronen am Seidenhemd unversehrt erschienen,
Aber keiner erkennt mehr ihre ausgebrannten Augen, die einstigen Kronen ihrer Mienen.

Sonne, willst Du, tagaus, tagein, weiter jetzt auf den Trümmern hier thronen?
Täglich treffen mit den Verwünschungen auch neue Aasvögel ein.
Willst Du mit den schwarzen Wolken der kreischenden Raben zusammenwohnen?
Wie hungrige Gewitter fallen die Raubvögelscharen in die Ruinen hinein!
Ach, auch die Tiere können Mithelfer sein. Sonne, sieh in den Keller hinein!
„Maria, Maria" rief es, „Maria". Und man rollte zur Seite Bretter und Stein.
Und dann hat man gelacht und einen grünen Papagein an den Sonnenschein gebracht.
Aber der ließ nicht ab mit Schrei'n. „Maria, Maria" rief der Vogel ohn' Ende.
Und vorsichtig grub man und bekam ein ohnmächtig Mädchen unter die Hände,
Die Herrin des grünen Papageien. Also tat ein simpler Vogel einen Menschen befreien.

In ewigen Litaneien könnten weiterschreien der Ruinen Legenden.

Ohne zu enden, müſſen Schreckensgedanken mein
Gehirn wie Verſtümmelte umwanken.
Wer brüllt dort, ein Menſch oder Tier? Kaum
mein Auge mir noch zu gehorchen ſich traut.
Dieſer Laut iſt der ſchrecklichſte ſchier, daß es dem
Aug' vor dem nächſten Blick graut.
Bis ich endlich, ohne gleich zu verſtehen, ein alt'
Weib ſchreiend geſehen,
Dem ſchien eine Hand abgehauen, und ſcheue
Menſchen die brüllende Alte umgehen.
Zugleich entflieht eine Katze, fortſpringend mit
fahrigem Satze, über die Trümmerwand.
Die Alte droht ihr mit der einzigen Hand, wo ſie
ging und ſtand wie beſeſſen.
Denn jenes Weib lag begraben, und die Katze
mit ihr,
Und am Verhungern waren Menſch und Tier,
Da begann die Katze, die bei der Eingeklemmten
geſeſſen,
Die Hand der Alten zu freſſen.
Die muß ſtill halten. Und dieſelbe Hand, die jene
Hauskatze genährt,
Wurde vom hungernden Tier noch am lebenden
Leibe verzehrt.
Ein Tier den Tod abwehrt, ein Tier mehr
Qualen als den Tod beſchert.
Wo bleibt, Sonne, Dein fröhliches Licht, wenn
der Schauder des Hungers ſpricht?

Ich ſperre meine Tagaugen weit auf, und,
Sonne, ich ſehe Dich nicht.

Sonne, rufe alle Deine Sänger, alle Jahrtauſende,
die gedichtet!
Zeige ihre Abenteuer, ihre Sehnſuchtlieder, ihre
Tragödien, aufgeſchichtet,
Kein Scheiterhaufen aus Schmerzen war je ſo
hoch und breit errichtet,
Als in Meſſina, das zerbrochen liegt unter Deinem
Herzen.

Was antworteſt Du mir, heilige Madonna, die
ſie anflehend über den Schutt forttragen,
Unter Gebeten, Klagen, und mit geretteten Kirchen-
fahnen wehend?
Betrunkene Meſſiner hätten am Weihnachtsabend
Dein Chriſtkind getreten und zerſchlagen.
Drei Tage haſt Du dann noch, Madonna, die
Stadt geſchont,
Aber am vierten die Stadt der Verirrten, wie
einen verruchten König, entthront.
Als man um Mitternacht in den Weihnachtsſtraßen
den goldenen Bambino gezeigt,
Da ſprangen betrunkene Spieler aus einer Schenken-
türe,
Stießen Verwünſchungen aus, Flüche und
Schwüre.

Die Menge ſieht zu und lacht und geigt,
Und die Beſeſſenen reißen das Chriſtkind empor im Gedränge.
Entſetzt auf den Lippen das Mettenlied ſchweigt.
Und ſie haben die goldene Kinderpuppe zerfetzt unter Gelächter;
Zeigten ſich wie Du, überſtarke Sonne, als aller Leiden Verächter;
Wollten nicht, daß das Mitleid das Kreuz beſteigt.
Doch ich frage Dich, Madonna, die ſich gnadlos gezeigt:
„Macht das Sterben die Betrunkenen gerechter?“
Wimmernde Prozeſſionen tragen Dich jetzt,
Madonna, Du Schimmernde, über Trümmer und Schlacken.
Und die da beten und Kreuze ſchlagen, ſie wollen nichts retten, gehen gehüllt armſelig in Laken,
Als ob ſie all ihre Habe und all ihr Glück in ihrer bloßen Nacktheit tragen
Und reicher geworden ſind und nichts zu wünſchen hätten und nichts mehr vom Leben erfragen
Und ſich nur ums Beten ſcheren, als ob ſie damit ihre Herzen und ihren Magen ernähren.

Sonne, Deine Weingärten brauchen hier keine Blüte mehr zu ſchlagen,
Deine Granatäpfelbäume und Deine Brotfelder keine Früchte mehr!

Nahrungslos, und nur von Schmerzen genährt, liegen
hier die Menschen, die Sonne verachtend, umher,
Denn, wie ein gefräßiger Heuschreckenflug, Leid bei
Leid hier einschlug
Und fraß die Menschen wie Halme weg. Und den
es vergaß,
Dem drückt es ein Aas in den lebenden Arm,
Der liegt warm unter Leichen und muß die lebende
Bahre sein für den Totenschwarm.
Sein Haar wird erst grau, von der schrecklichen
Totenschau,
Und dann vom Blut rot, das ihn zu begraben
droht;
Denn es hält sich reich und arm hier, kalt geballt,
zu einer einzigen Leichengestalt.
Und will einem das Schicksal höhnisch gut, ver-
längert es langsam die Qual,
Legt ihn, mit Brot versorgt, in den Totensaal,
Mit einem Lebensrest, den ihm ein Teufel
borgt.
So traf es einen Graf, der aus dem Schlaf zur
Küche hinsprang
Und mit dem Brotschrank unter das Haus versank
und hatte Nahrung tagelang,
Und er konnte leben von dem vielen Brot, das
ihm verlängert die Lebensnot.
Doch bei ihm saß stündlich der Todesgedank' kalt
und abgründlich.

Vier Tage lag er in Todesſchauern, bedroht von überhängenden Mauern.
Man fand ihn endlich in einer Nacht ſamt ſeinem Schrank.
Doch war kein Gedank' an Rettung im Dunkeln, die hätte Gefahr ihm gebracht.
Man vertröſtet zum Morgen, und ein Arzt reicht ihm Äther als Schlaftrank.
Man glaubt ihn wohlgeborgen im Schrank, aus dem er den Rettern entgegenlacht.
Am nächſten Tag aber lag Totennacht zwiſchen den Mauerwänden.
Man fand den Graf tot, in dem Schrank zwiſchen dem Brot,
Das leere Ätherfläſchchen in den Händen, den erſtarrten.
Er konnte nicht eine Nacht mehr auf Rettung warten.
Er lag mit dem Brotſchrank, dem ſchweren,
Unter den grinſenden Leichenheeren.
Wohl war ihm im Schrank Brot geboten friſch und weiß,
Aber vier Tage als Trank ſein eigener Angſtſchweiß.
Und er hatte mehr gehört und geſehen in den Nächten an Höllendingen,
Als hundert Leben nicht in Ohren und Augen bringen.

Sonne, wer beneidet Dich noch um Deine ewigen Tage!
Du mußt täglich jetzt anhören an Deinem Wege die Klage,
Die aus dem Zerstören nie Ruhe mehr findet;
Die Klage, die sich mit dem Leichengeruch
Um Olivengärten am Meer hinwindet;
Sie hallt fort an den Telegraphendrähten,
Sprechend ein endloses Buch aus Fluch und Gebeten.
Und sie webt rings um die erschrockene Erde von Städten zu Städten
Aus Trauerfäden ein Trauertuch.

Und seht, Erde und Sonne, selbst eure Toten müssen noch töten!
Die sich überstürzenden Schreckensstunden stiegen gleich den Wassernöten.
Über die Lebenden fallen aus Messina her die Todesstunden.
Hört, Sonne und Erde, euere Dichter selber werden daran bereit zu sterben gefunden!
Ihre Herzen gehen, wie Messinas sonnige Fenster, vor Erbeben in Scherben.
Eine junge Dichterin wurde erdrückt von den Leidensbildern,
Von dem, was tags die Worte und nachts die Angstträume schildern.

Täglich wachſen die Zahlenberge der Toten, täglich wie Wälder die Särge vor ihr auf.
Sie ſchichtet ihre Schriften, ihre Bücher, ihre Lieder zu Hauf,
Steckt eine Flamme darauf und legt ſich ins Feuer nieder.
Dort kommt ihr ein Schlaf ſtiller als nachts in die Kammer.
Der Tod allein kann für ihr Grauen ein Ruhebett ſein,
Und für ihr Frauenherz, angefüllt mit Meſſinas Gejammer.
O Leben, mitleidlos,
Zu ſchwach iſt manch Amboß für Deinen Hammer.

Einmal fuhr ich mit Vollblut rund um die Erde,
Wie die Sonne es täglich tut; hab' ihren weiten Weg gemacht.
In der zweiten Nacht erſchien Meſſina mit breiten Lichterreihen am Rand der Meerflut.
Seine Lampen ſandten mir Abſchiedslicht vom europäiſchen Heimatland.
Keine Lichterküſte entſtand mehr, bis die Afrikawüſte aufſtieg mit Port Said im Sand.
Noch heut in Erinnerung dank ich euch, ihr Meſſiniſchen Lampen,
Die überm Nachtmeer ſtanden wie luſtige, helle Theaterrampen.

Sie glänzten, als ob man hier nachts die Meſſina-
erde fand,
Eingekleidet in des Himmels Planetengewand.

Und ſind jetzt alle Deine Arme gebrochen, Meſſina,
und alle Deine Augen verſandet;
Und ſind aus der Hölle an einem Morgen alle
Unglücke ins Meer geſtochen;
Und alle Qualen in Sekunden, wie Verfluchte, in
Deinem Hafen gelandet;
Und ſind Feuer und Salzflut, Räuber und Geier
über Dich gekrochen;
Und biſt überraſcht worden noch im Schlaf, und
traf Dich der ſchrecklichſte Morgentraum!
Und hatten Oben und Unten, Schief und Grad den
Sinn verloren und wurden wie Schaum;
Und ging die Erde in Wahnſinnswellen und tat
wie ein Akrobat auf den Kopf Dich ſtellen;
Und kam die zackige See gefegt und hat Deine
Hafenmauern auseinandergeſägt;
Und tat ſich zur tanzenden Stadt das Feuer mit
rotem Atem geſellen;
Und hat ein einziger Todesſchrei die Luft bewegt,
Schier wie vom Getier, das der Schinder erſchlägt;
Und iſt jetzt Totenſtille bei Dir, als wärſt Du
vereiſt. —
Zu allen Zeiten ſtehen im Hellen, o Meſſina,
Deine Lampen vor dem Geiſt,

Der einmal durch Meeresnächte zu Dir gereist.
Sie zünden sich nachts noch an, auf den zertrümmerten Schwellen,
Für den, der sehen kann;
Und können noch lang ihr Licht nicht einstellen.

Messina, Du leuchtest noch gleich jenem Stern,
Den die Astronomen als gestorben kennen,
Dessen Lichtstrahlen auch ohne Kern
Noch durch Jahrhunderte für uns brennen.

Lebewohl, Messina, unter der Sonne!
Lebewohl, Messina, das lachend gebaut auf die Erdengüte!
Lebewohl, Messina, stille, zertretene Orangenblüte, gestorbene Stadt!
Messina, das wie wir und wie alle Städte dem Lichte der Sonne vertraut hat.

Inhaltsverzeichnis

Seite

Sommerelegie 5
Die Jahre 6
Rote Rosen 8
Und einmal steht das Herz am Wege still 9
Der Welt Gesicht sind aller Welt Gesichter . 10
Sieben Gespenster und die Zeit 11
Oben am Berg 13
Tragödie des Sonnenuntergangs 14
Die Stunde stirbt wie in dem Wind die Frucht 16
Auf grünem Rasen 17
Morgenröte 18
Deine Hände 19
Wie Tote liegen aufgebahrt im Tag die Tage 20
Kommst wie stolze Mittagswärme 21
Zwei lila Primeln 22
Die Mondscheinrune 23
Tauben und Sonne 28
Feuerzeichen im Abend 29
Spuren des Mondes 30
Mondschein liegt tief in das Haus herein . 31
Der Mond im Nußbaum 32
Atemloser August 33
Tal und Berge sehen hell 34
Herbstmond 35
Fern her übt noch eine Flöte 36

Digitized by Google

Seite

O, Grille ſing 37
Jetzt iſt es Herbſt 38
Wir gehen wie zur Frühlingsſtunde . . . 39
Du leuchteſt mehr als die Zwölfuhrſonne . 40
Herbſtnachmittag 41
Heute in der Nacht 42
Im Weinberg 43
Die gelb' und roten Dahlien ſpiegeln ſich . 44
Ein paar Raben ſchweben zur Stadt herein 45
Und über den Steinen ſtolzieren die Raben 46
Herbſtraben 47
Es kamen die Nachtfröſte die Bäume zu morden 48
Große Stille 49
Septemberabend 50
Ich ſpüre Dich im Dunkel nah 51
Lange Nebel, dahinter die Glocken läuten . 52
Jetzt ſind die gelben Blätter gezählt . . . 53
Der Wald fällt ein 54
Die Bäume erſticken 55
Als ſiehſt Du in ein Buch hinein 56
Unſere Toten 57
Die Wolken ſtanden wie Verſteinerungen . 58
Die Toten tranken die Welt mir leer . . . 59
Indes die Sonne verrinnt wie ein vergoſſener Tropfen 60
Im Mondſchloß 61
Im nebelnden Abend 62

Seite

Die Nebelkuh 63
Muß bald wirklich, bald unwirklich sein . . 64
Du läßt mein Herz nicht schläfrig werden . 65
Geliebte 66
Ging Dir nach im Wind 67
Liebste 68
Die Tage lassen keine Spur 69
Zinkfarbene Nebel über der Stadt 70
Das Nebelschwein 71
Herbstsonne ist kalt gestiegen 72
Herbstwind 73
Erster November 74
Es war einmal ein Tag, wo der Boden nicht brannte 75
Ein Herz, das in Liebe zu Deinem Herzen hält 76
Die Worte 77
Ein Klumpen Eis 79
Weihnachten 80
Mond überm Eis 81
Nachtschnee 82
Schneelicht 84
Keine Arbeit jetzt mein Herz mehr tut . . 85
Die Sterne 86
Der rote Vogel und der Vogel Nacht . . 88
Wünsche nicht ohne Ende 90
Es kommen die Sterne im Finstern zusammen 92
Alle blauen Fenster lassen Lieder ein . . . 93

Digitized by Google

Seite

Der Morgen ging in roten Bergen auf . 94
Drunten am Berg, vor meinen Beinen . . 95
Der ewige Wanderer, der Wind 96
Die Waſſer der Welt 98
Sommernacht 99
Wohltuend iſt der graue Tag 100
Dein wandernd Haus 101
Nacht bläſt die ſieben Farben aus . . . 103
Gartenwelt 104
Vorm Springbrunnenſtrahl 106
Flug der Vögel 108
Drei Blitze 110
Es ſind nicht die Wunden, die uns müde machen 111
Mondaufgang 112
Die Stunden 113
Schloßherrin 114
Die Schlafende unterm Nußbaum . . . 115
Schatten der Schmetterlinge 116
Stetig rücken alle Sterne 117
Herdrune 118
Geiſt der Zauberei 119
Wenn wir lieben 123
Die Liebe 124
Vergänglichkeit 125
Weltſpuk 126
Meſſina im Mörſer Epiſches Gedicht . . 129

Max Dauthendey

Von Michael Josef Eisler

(Aus dem Pester Lloyd)

Es gilt, das nicht immer gut orientierte Publikum auf eine Tatsache zu bringen: neben George, Hofmannsthal, Dehmel und Rilke beschließt Dauthendey die Elitefront der heutigen deutschen Lyrik. Er hat sich im Ton und in der Form, gleich den andern, zur selbstherrlichen Meisterschaft emporgeschwungen und ist jenen, kraft der volkstümlichen Art seiner lyrischen Hingabe, überlegen. Er ist fruchtbar und sorglos wie einer, der sich zu verschenken weiß, und übersprudelnd wie ein Temperament mit tausend Reserven. In der Aszendenz stehen seinem Eigenwuchs die glühenden Liebesdichter der Romantik, mehr noch die Minnesänger und die fahrenden Gesellen des Mittelalters, nahe. Eine verwegene Ritterhaftigkeit und das Abenteurertum liebeslustiger Heimatloser rührt sich in ihm, der von Tränen und Lachen, Sonnenschein und heimlicher Dämmernis, von endlosen Küssen und stummem Sinnen erfüllt ist. Dauthendey ist ein Primitiver, wie vielleicht nur noch Robert Walser, in der modernen Lyrik; doch nicht aus stilvoller Pose, sondern aus dem Überreichtum triebkräftiger Schönheitsdränge. Eigentlich hat er nur ein einziges Gedicht geschrieben, nur aus einem Urtrieb geschöpft, aber er verfiel auf tausend Variationen. Er ist der einzige Liebesdichter dieses Zeitalters. Diesen Rang läuft ihm keiner ab, auch Richard Dehmel nicht, dessen dunkle, durchwühlte Lyrik allzu sehr in einem geschlossenpersönlichen Akkord ausklingt. Das ewige Bündnis zwischen Liebe und Natur, wie es jede Menschenbrust erlebt, verkündet sich in Dauthendeys Strophen. Wohl kennt er den Schmerz, aber er erliegt ihm nicht. In seinen Bildern lebt eine heid-

niſche Luſt und das Bewußtſein ſieghafter Daſeinsfreude. Eine Glückſeligkeit, die ſich ſelbſt entflammt, durchſtrömt ſeine Lieder und läßt ſtrotzende Säfte ſteigen. Und alles wird ihm zu einem Rauſchen und Klingen, als hätte er den Blätterwald und des Baches Lauf belauſcht.

Die Anfänge Dauthendeys, ſie reichen kaum auf ein Jahrzehnt zurück, ergehen ſich in barocken Einfällen.

Man hat ihn flüchtig mit Wilhelm Buſch in einem Atem genannt, vielleicht nicht ohne Recht in Hinblick auf die luſtige „Ammenballade" und auf die „Neun Pariſer Moritaten" (vereint in einem Bande), ſowie auf das Knittelversepos „Bänkelſang vom Balzer auf der Balz". Dieſe humorvollen Reimſprudeleien haben etwas vom grotesken Schmunzeln und der biederen Unverfrorenheit Buſchs, aber ſchon durchzieht ſie der Schein einer knoſpenden Sehnſucht, ſchon ſingt in manchen Zeilen der Rhythmus einer freimütigen Liebeswallung. „Die Ammenballade" beſitzt noch die ſchlagende Munterkeit eines Genrebildes; ſie iſt erſchaut, nicht erlebt, wie der „Bänkelſang", in welchem die Jugend für ihre Jugendtorheit blühendſtarke Worte findet. Hier iſt Eigenes unter Tränen und Lächeln zum Klange gebracht. Hier horcht mit der großen, geſegneten Naivität des Schöpfers ein Dichter auf das geheimnisvolle Ausſtrömen neuer Empfindungen, auf Wünſche, die ſich enthüllen und zur Wirklichkeit wachſen wollen. Was Dauthendey weiterhin ſchrieb, iſt nur mehr ein lyriſches Deſtillat offen empfangener Lebensmomente. Die Geſchichte bleibt weg, und bloß der Duft darüber zieht in ſeine Verſe ein. „Singſangbuch" heißt die erſte Liederfreude Max Dauthendeys, und hier löſt er ſich von der Materie mit jener Leichtigkeit los, die in der Folge das Weſen ſeines Künſtlertums ausmachen ſoll. Das „Singſangbuch" iſt ein bedeutender Verſuch, dem knapp die Erfüllung folgte. Die Liebeslieder im Bande „Die ewige Hochzeit — Der brennende Kalender" ſingen

in allen Tonarten einer sehnsuchtvollen Dichterliebe. Zärtlichkeit und männliches Fordern, stummes Erwarten und sieghafte Besitznahme fluten durch die Strophen, jugendlich, doch voller Weisheit. Ich kenne kein zweites Beispiel für diese gesunde Erotik, die gleichzeitig in den höchsten Sphären schwebt. Nur in der Musik des jungen Mozart pulsiert ein gleiches irdisch-unirdisches Verlangen, diese Paarung von Blut und Sehnsucht, von Wollust und Entrücktheit. Das germanische Liebesempfinden sublimiert sich hier, wie einst die Gottergebenheit in den deutschen Mystikern zur kostbarsten Blume menschlicher Schöpfung ausblühte. Welch kräftige Akzente Dauthendey zu Gebote stehen, bekunde ein Sechszeiler:

Sehnsucht verbrennt wie Feuer mein Haus,
Ohren und Augen sie wanderten aus,
Wandern, ach, hätten sie Dich gefunden,
Kläglich verdursten die Tage und Stunden.
Ich stoße mein Herz hinaus vor die Türe,
Daß ich es nicht als Leichnam spüre.

Schlag auf Schlag erschienen in den letzten zwei Jahren drei Liederbücher Dauthendeys: „Der weiße Schlaf", „In sich versunkene Lieder im Laub" und „Lusamgärtlein". Das Musikalische, in jäh erlebte Rhythmen Aufgelöste in Max Dauthendey ist darin zur machtvollen Wesenheit ausgereift. Dieser ungehemmte Melodienfluß trägt seltsam neue Akkorde mit, deren Schwingungen in uns unvergeßlich weiterfluten. Dann wiederum ist er ein Pleinairist, der auf Wiesen und Hängen nach neuen Farben aus ist. In der Liedersammlung „Der weiße Schlaf" schillert es von schneebedeckten Fluren, Geäst, Sonnenbleiche, Nebelbrauen, alles Ton in Ton, indes der Wind auf allen Orgelpfeifen bläst. Ein immenses Leben ahnt Dauthendey in dieser Winterstille, und seine Lust stimmt sich herab auf das große Warten der Natur. Das Kommende

iſt voller Hoffnung und Verheißung, ſchon rührt ſich etwas, und er ſingt:

Abendhelle drunten im Fluß.
Am Himmel ein paar ſchnelle Wolkenſtriche,
Und ein Stern, wie eine kleine ſilberne Zelle.
Die Steinbrücke reicht in das Finſter hinein,
Darauf drei Laternen und von Dunkelheit drei Stücke.
Das Waſſer die Lichter reich ſpiegeln muß,
Die Wolkenſtriche weich wie Ruß und den Schatten der Brücke.
Aber die Abendhelle ſteht im Fluß,
Wie eine glückliche blaßblaue Stelle,
Wie ein ſchimmernder Frauenfuß auf dunkler Schwelle.

Ein japaniſcher Holzſchnitt oder Whiſtlers zarte Sinfonien in zwei Farben ſind da zu einem durchſichtigen Wortgewebe geworden.

Im Winter lauſcht Dauthendey auf ein unterirdiſches Werden, im Herbſt fühlt er ein leiſes Gehen, ein Abwenden, doch ohne Entſagen. „In ſich verſunkene Lieder im Laub" nennt er ſeine Herbſtzeitloſen, und wieder iſt ſeine Luſt und Freude gehalten, merklich gedämpft. Nur am Schluß tritt er hervor, er halt es nicht länger:

Der Himmel iſt ſtill, eine Sterbehalle,
Das Laub verkrümelt, der Buſch wird zur Kralle.
Die Nebel herrſchen durch alle Räume,
Verſtümmelt ſtehen zerriſſene Bäume.

Der Nebel räuchert die Weinbergpfade,
Und es deucht mir der Berg eine Totenlade.
Die Blattgeſichter hell und feucht
Sind wie wächſerner Lichter matt Geleucht.

Die Füße mir lautlos ins Graue gehen,
Als wäre die Welt nicht vor Tränen zu ſehen.
Von der Liebe ich kaum noch zu ſingen getraue
Wenn ich das Elend des Herbſtes beſchaue.

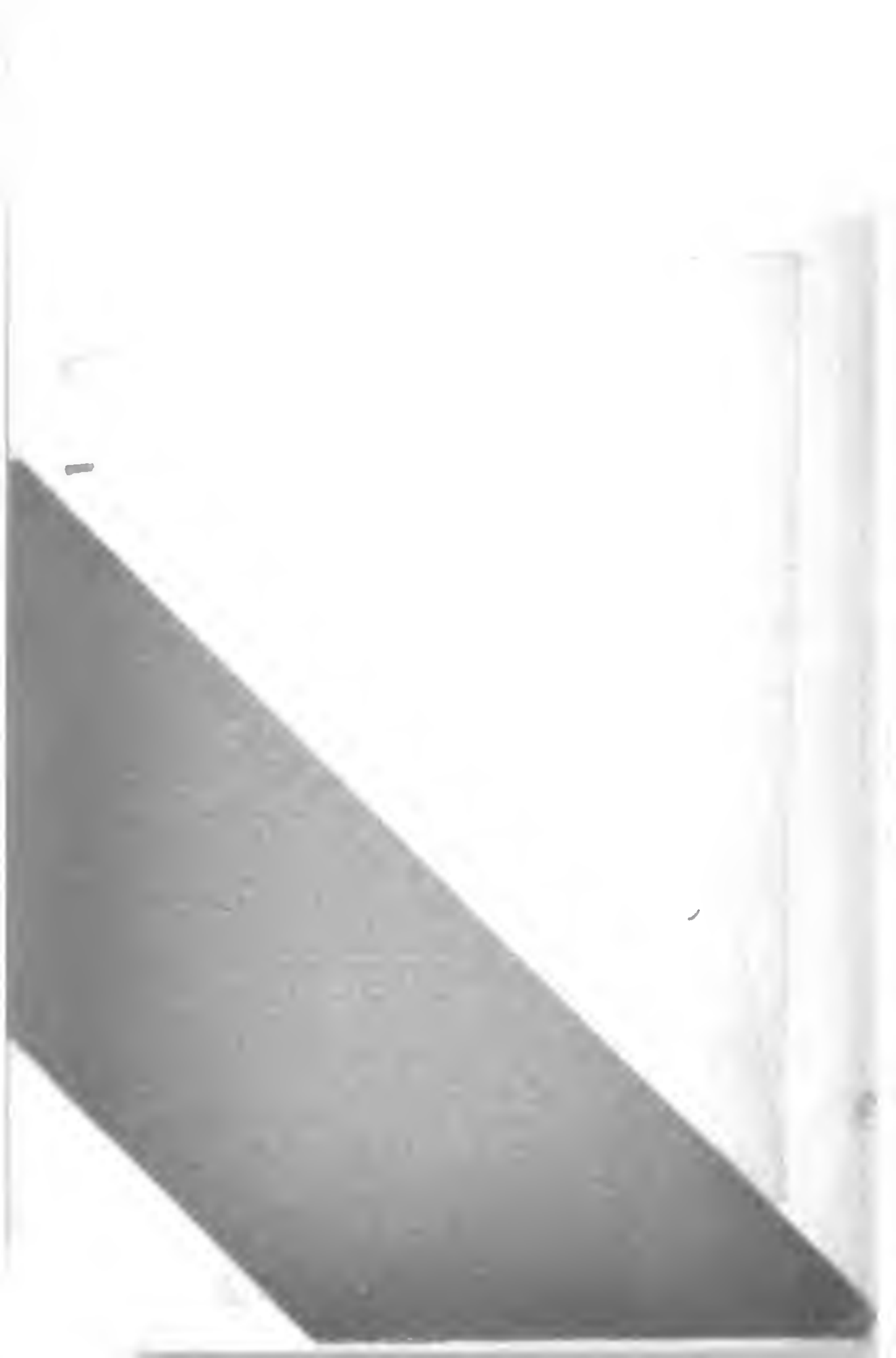
Von meiner Liebe ich kaum noch zu ſingen wage,
Als ob ich Gelächter ins Totenhaus trage,
Und doch dampft die Wolluſt aus mir heraus
Und ſtampft wie ein Hirſch in den Nebel hinaus.

Der jüngſterſchienene Versband „Luſamgärtlein" enthält Frühlingslieder aus Franken und iſt dem Andenken Walthers von der Vogelweide geweiht, der auch einſt in Würzburg ſein „luſtſames Gärtlein" beſtellte. Hier kommt die Liebe wieder zu Wort, ein bunter Teppich der Sehnſucht wird entrollt, und es klingt und rauſcht, wie zu den Zeiten der „Ewigen Hochzeit". Die Frühlingslieder ſind Jubellieder, wie ſie kein zweiter Mund heute anzuſtimmen vermag.

Als Lyriker überraſcht Dauthendey nicht mehr. Er hat ſich längſt gefunden, und das Übrige bleibt dem Publikum zu tun.

Nun ſtellt er ſich als Novelliſt ein. Auf einer Weltreiſe tat ſich ihm die glühende Exotik Indiens und Chinas auf und füllte ſeine Einbildungskraft mit Farbenviſionen, die er in der geſchloſſenen Spanne ſeiner Verſe nicht erſchöpfen konnte. „Lingam" iſt das Liebesſymbol der Indier. Göttliches und Irdiſches läuft darin wirr ineinander und iſt geheimnisvoll, wie die Seele des Volkes, das eine endloſe Wolluſt und die Nirvana vereint kennt. Vor märchenhafte Landſchaften geſtellt, bewegen ſich da Geſtalten, die Dauthendey blutvoll geformt hat. Seltſame Leidenſchaften, urkräftig, ungehemmt, doch voller Differenziertheit ſchießen vor uns auf, ein Orient in tauſend Farben. Alles Bildhafte iſt in den Fluß einer dichteriſch erſonnenen Handlung eingeleitet und zur bunten Erzählung geworden. „Dalar rächt ſich", „Der Kuli Kimgun" und „Im blauen Licht von Penang" ſind novelliſtiſche Meiſterwerke, wie ſie in dieſer harmoniſchen Rundung kaum zahlreich ſind.

Deckelzeichnung von Emil Rudolf Weiß

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim
Einbände von E. A. Enders, Großbuchbinderei, Leipzig

Digitized by Google